
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Harzsagen.

Sagen und Geschichten.

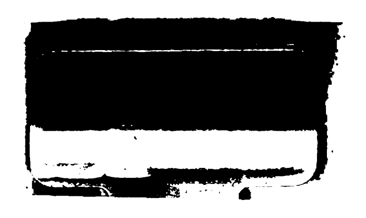
Von

(Marie) Carola Freiin von Eynatten.

Weimar.
Verlag von Jüngst & Comp.
1889.

Inhaltsverzeichniß.


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE
RI
TS



Harzsagen.

Sagen und Geschichten.

Von

(Marie) Carola Freiin von Eynatten.

Weimar.
Verlag von Jüngst & Comp.
1889.

Inhaltsverzeichniß.

1. Die Zeterklippen.

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo es im Innern des Harzes noch keine menschlichen Wohnstätten gab, wo nur schmale Wildpfade die dunkeln Urwälder im Thal und auf der Höhe durchschnitten, lebte in jenen Waldgründen, welche den Fuß des Rennekenberges umziehen, ein uralter Mann, Namens Wulferich. Er besaß niemanden mehr zu eigen als ein blühendes Enkelkind, die blonde Gertelinde, welche die aus rohen Baumstämmen nothdürftig gefügte Hütte mit ihm theilte.

Lange, lange Jahre waren verflossen, seit der Alte, die Menschen fliehend, die kleine Gertelinde im Arm in diese Wildniß kam, sie zur Heimat ersehend. In das Dorf am Rande des Harzes, dem er entstammte, war er nie wieder zurückgekehrt und auch die Enkelstochter hatte, soweit sie in die Vergangenheit zurückzudenken vermochte, nie ein anderes Menschenantlitz gesehen als das ihres wortkargen Großvaters. Dennoch fühlte sie sich glücklich und kein Wunsch trübte den Frieden ihres Herzens. Was kümmerte sie die weite Welt da draußen, jenseits der Wälder und der Berge, von welcher der Großvater ab und zu ein flüchtiges

Wort sagte, was kümmerten sie die Menschen, die in derselben lebten und einander das Leben verbitterten? Sie besaß alles was sie bedurfte, was sie wünschte. Das Wild des Waldes, welches des Alten sichere Hand einzufangen und zu tödten verstand, lieferte nicht nur warme Kleidung und eine weiche Lagerstatt, sondern auch leckere Nahrung; an Wurzeln, Kräutern und wohlschmeckenden Beeren, die sie kannte und zu verwerten wußte, gab es ebenfalls keinen Mangel; ein munteres Quellchen rieselte unweit der Hütte aus moosigem Felsgestein hervor und Freiheit hatte Gertelinde so viel sie nur wünschen mochte. Also was fehlte ihr?

Der Mai ging zu Ende und der Wald, in sein blüthengesticktes Feierkleid gehüllt, bot der Herrlichkeiten und Freuden so viele, daß Gertelinde es in dem engen Hüttchen niemals lange aushielt. Sobald die einfache Mahlzeit beendet war, eilte sie in die würzige Luft hinaus, um unter den Bäumen umherzuirren oder an der Quelle zu sitzen, deren munteres Plätschern so lieblich klang.

So saß sie auch eines Abends an der gewohnten Stelle, in ihrem Schoße Blumen und Gräser haltend, mit denen die Finger nachlässig spielten, als weilten ihre Gedanken draußen in der fernen Welt, die ihr Auge noch niemals erschaut hatte. In Wirklichkeit dachte das schöne Kind jedoch an nichts, was außerhalb des engen Raumes lag, der ihr Dasein begrenzte. Sie beobachtete vielmehr die verglühenden Strahlen der Abendsonne, die abschiednehmend die hochaufragen-

den Baumwipfel umkosten und deren Spiel zuzusehen ihr Unterhaltung gewährte.

Plötzlich knisterte und knackte es im nahen Holze wie wenn ein Thier durch das Dickicht bräche. Gertelinde wandte den Blick nach jener Richtung, von welcher dieses Geräusch kam, doch blieb sie ruhig sitzen. Die Bären und Wölfe kamen niemals so nahe an die Hütte heran und die übrigen Waldbewohner kannte und liebte sie, die fügten ihr kein Leid zu. Anstatt eines solchen erschien aber in dem Rahmen der Bäume eine Gestalt wie die ihres Großvaters und doch auch wieder nicht wie diese. Wohl waren die Formen sich gleich, aber das Antlitz zeigte weder Falte noch Bart, es war blendend weiß und auf den Wangen lag blühendes Roth, die Augen von klarer Bläue blickten so fröhlich und strahlend vor sich hin und vom Kopfe wehten lange dichte Locken von der goldigen Farbe ihres eigenen Haares nieder.

Gertelinde kam vor Verwunderung gar nicht wieder zu sich. An die Menschen, die sie in ihren frühesten Kindheitstagen gesehen haben mochte, hatte sie keine Erinnerung bewahrt und halb neugierig, halb erschrocken frug sie sich: „Ist das ein Mensch, einer von denen, die da jenseits des Waldes leben?“ — Und bei dieser Frage begann zum ersten Male in ihrem Leben das Herz zu pochen und sie erschrack noch mehr, nicht wissend was es war, das da in ihrer Brust zu hämmern begann.

Indessen zeigte sich der Jüngling über diese unerwartete Begegnung kaum weniger bestürzt. Hier,

wo es einem Wunder gleichkam, einem menschlichen Wesen zu begegnen, hier fand er ein Mädchen voll Anmuth und Liebreiz.

„Wie kommst Du an diese Stelle, Jungfrau und wie ist Dein Name?“ frug er endlich näher tretend.

Gertelinde beeilte sich jedoch nicht mit der Antwort; sie hatte eine neue Entdeckung gemacht, die sie vollauf in Anspruch nahm. Die Erscheinung vor ihr sprach wie sie selbst und wie ihr Großvater sprachen, nur daß seine Stimme ganz verschieden klang.

Der Jüngling, den dieses Schweigen befremden mochte, kam nun dicht an die Quelle heran und diese Frage wiederholend, beugte er sich ein wenig zu dem Mädchen nieder, um ihr besser ins Gesicht schauen zu können.

Ihr Herz klopfte von neuem und noch stärker als zuvor nnd in ihren Wangen begann ein Glühen, als wäre sie stundenlang im Sonnenbrande umhergelaufen, dennoch erwiederte sie jetzt stockend:

„Ich heiße Gertelinde und komme alle Tage an diesen Born — er ist nahe an unserer Hütte und —“

„Du wohnst in diesem Walde —?“

„Wir haben immer da gewohnt — ich kenne nichts als ihn — aber — aber — wer bist Du — bist Du ein Mensch — einer von jenen, die da draußen wohnen? setzte sie mit stockendem Athem hinzu nach jener Richtung weisend, in welcher sie jenes „draußen“ vermuthete.

„Hast Du denn noch nie einen Menschen gesehen, daß Du mich so fragst —?“

„Den Großvater, den alten Wulferich, aber sonst noch keinen. Ich bin nie hinausgekommen aus dem Walde, ich weiß nicht, wie es dort aussieht, wo die vielen Menschen wohnen. Sind sie Dir alle gleich?"

Der Jüngling lachte und ließ sich neben ihr ins Moos gleiten, worauf er ihr von den vielen Dörfern und Ansiedlungen, die sich wie ein Kranz um die wuchtige Masse des Gebirges ziehen, von den Menschen die in ihnen leben, von ihrem Thun und Treiben wie von den starken Vesten, die sie auf den Vorhügeln zu ihrem Schutze erbaut hatten.

„Und Du wohnst auch dort?" frug sie nach einer Weile sinnend.

„Ich wohne auf einer dieser Burgen mit Vater, Mutter und meinen Geschwistern; ich habe auch Schwestern, die Dir ähnlich sind an Alter und Gestalt — oh, es ist schön bei uns und wir leben glücklich!"

„Ich möchte alles das sehen, von dem Du mir erzählst, es muß schön, sehr schön sein — viel schöner als hier," meinte Gertelinde gedankenvoll und in ihren Augen glänzte ein fremdartiges Licht auf — das Licht eines erwachenden Wunsches, das Verlangen nach neuem, nach einer Veränderung.

„Ich will Dich mit mir nehmen, hier unter den Thieren des Waldes ist ohnehin nicht der Platz für eine liebliche Jungfrau wie Du bist," erbot sich der Fremdling eifrig.

„Und Wulferich, der Großvater?" frug sie.

„Auch für ihn wird Raum sein in der Veste. — Wo ist er?"

„Er zog früh am Morgen aus, den Luchs zu jagen und wird nicht heimkehren, ehe es dunkel wird.“

„So führe mich in Deine Hütte, schöne Gertelinde, dort will ich des Alten harren und von ihm meinen Weg erfragen. Auf der Jagd verirrt, konnte ich mich nicht mehr zurechtfinden in diesen Wäldern.“

Gertelinde schritt dem Gaste zur Hütte voran und als sie so leichtfüßig vor ihm hinschwebte, die hohe, kräftige schlanke Gestalt aufgerichtet, den Rücken von einer Fluth goldener Haare überflossen, deren Spitzen beinahe den Boden streiften, da wurde ihm ganz sonderbar zu Muthe und mit einem Satze stand er an ihrer Seite und umschlang ihren Leib.

„Gertelinde, Du Holde, willst Du mich lieben?“ flüsterte er ihr ins Ohr.

Fremd zwar klang ihr das Wörtchen lieben, denn es war das erstemal, daß sie es vernahm und sie wußte nicht, was es bedeuten solle, aber sie hob den Kopf in die Höhe, sah lange in seine Augen und dann kam es ohne Zögern, hell und klar über ihre Lippen:

„Ja.“

Sie wußte noch immer nicht, was lieben heißen will, aber sie fühlte es.

Bald hatte sie für den Müden ein weiches Lager von Bärenfellen bereitet, bald flackerte das Feuer lustig am heiligen Herde und färbte die Lende eines Elenthieres mit rosigem Scheine.

„Wie heißt Du?“ frug sie den Jüngling nach beendetem Mahle.

„Sigwart.“

„So höre mich, Sigwart, sage dem Großvater nicht, er solle mit Dir in Dein Haus ziehen. Er haßt die Menschen in der Welt draußen, aus der Du kommst, und möchte Dich dann fliehen wie er sie flieht.“

„So soll ich Dich nimmer wieder sehen, Gertelinde?“

„Warum nicht?“ frug sie erstaunt. „Wulferich der Großvater verläßt die Hütte beim ersten Sonnenstrahl und kehrt nicht eher wieder als bis die ersten Sterne am Himmel stehen und ich komme täglich zur Quelle.“

Aber bis dahin habe ich einen weiten Weg und die Meinigen mögen mich nicht missen.“

Betrübt ließ Gertelinde das Köpfchen sinken, wo gab es Hilfe gegen dieses Uebel?

„Klage nicht, Jungfrau, ich werde kommen, Du sollst meiner nicht vergebens harren!“ rief da Sigwart, dem ihre trübe Miene zu Herzen ging.

Mit diesem traulichen Flüstern war es jedoch leider bald vorbei, der rauhe Wulferich trat in die Hütte und begrüßte finstern Blickes den unwillkommenen Gast.

Bescheiden trug Sigwart seine Bitte vor, nachdem er erzählt, wie er bei der Verfolgung eines Bären vom rechten Pfade abgewichen war und den rechten Weg nicht mehr zu finden vermochte.

„Für heute ist's zu spät; morgen, wenn die Sonne hinter den Bergen heraufsteigt, will ich Dir Deinen Weg weisen,“ brummte der Alte, sich auf sein Lager werfend, ohne daß er irgend eine Frage an den Jüngling gerichtet hätte.

Am Morgen, als jung Sigwart erwachte, lag die Hütte noch im Dunkel, nur ein in der Nähe der Herdstelle brennender Kienspahn verbreitete ein flackerndes Licht in dem engen Raum, durch welchen sich die Jungfrau geschäftig bewegte, das Frühmahl der Männer bereitend, und ein wonniges Gefühl beschlich ihn, wenn er sah, wie sich ihr Blick von Zeit zu Zeit ihm zuwandte.

Schweigend wurde das Mahl verzehrt, dann gebot Wulferich dem Gaste:

„Es ist Zeit, rüste Dich!"

Sigwart und Gertelinde vermochten kein vertrauliches Wort mehr zu tauschen, kaum einen Blick, doch bedurfte es dessen nicht, man sah sich ja an der Quelle wieder. Dennoch fand sie Gelegenheit, verstohlen und als gälte es eine böse That, ein Stück Fleisch in den aus Thierfellen gebildeten Sack zu schieben, den der Jüngling über den Rücken hängend trug.

Wer hatte dem Waldkinde, welches noch nie mit einem fremden Menschen verkehrt, die Pflichten der Gastfreundschaft gelehrt? — Die Liebe hatte es gethan, die sie nicht begriff und die ihr doch kein leeres Wort mehr war!

Sie trat auf die Schwelle und sah den Davoneilenden nach, die Augen mit der Hand beschattend, um sie besser sehen zu können und als sie zwischen den hochstämmigen Bäumen verschwunden waren, blieb sie noch immer lauschend stehen; ein Lufthauch trug zuweilen den dumpfen Schall der enteilenden Tritte

oder ein Knistern der Zweige zu ihr herüber, die sie im Vorbeistreichen knickten. —

Wenn Gertelinde jetzt an der Quelle saß, war sie nicht mehr allein, ein hochgewachsener Jüngling mit wehenden Blondlocken stand vor ihrem Auge und in dem jetzt so eigenthümlich erregten Herzen, in welchem bis dahin die Ruhe gewohnt, regten sich allerlei Wünsche. Es verlangte sie die Welt da draußen zu sehen, an welche sie zuvor niemals gedacht und von welcher sie sich auch keine Vorstellung zu machen versucht hatte. Der Wald erschien ihr nicht mehr so schön, so begehrenswerth, seit sie stets an dasjenige dachte, was außerhalb desselben lag, das Rauschen des Windes im Gezweige, das Plätschern der Quelle, der Sang der Vögel klangen nicht mehr so wie früher, hatten ihren Wohllaut verloren, seit sie mit angehaltenem Athem in die Ferne horchte, ob nicht das Fallen eines brechenden Astes das Nahen des Erwarteten verkünde.

Eines Tages kam Sigwart endlich, er kam auch ein zweites und ein drittes Mal, schließlich brachte er beinahe täglich einige Stunden an der Quelle zu.

Nun wurde der Wald wieder schöner als er jemals zuvor gewesen war, die gefiederten Sänger trillerten herrlicher, die Quelle rauschte lieblicher denn je zuvor und Gertelinde selbst hätte vom Morgen bis in die Nacht hinein mit den Vöglein um die Wette singen und jubeln mögen, ohne zu wissen warum. Nur wenn Sigwart in sie drang, mit ihm zu fliehen, ihm

in seine Heimat zu folgen, wurde sie traurig, denn so so sehr sie sich nach dem sehnte, was sie die Welt nannte, so sehr fürchtete sie es auch, und wenn sie ging, wer sollte dem alten Wulferich sein Lager und seine Mahlzeiten bereiten?

So vergingen Monate, und die Liebenden trafen sich immer wieder an der Quelle, ohne zu ahnen, daß Wulferich's scharfem Blicke der frischgetretene Pfad nicht entging, auf welchem der Jüngling zur Quelle zu eilen pflegte. Die abgebrochenen Zweige, die den Boden bedeckten, der erweiterte Gang zwischen den Bäumen, das niedergetretene Moos, alles zeigte ihm an, daß ein menschliches Wesen den heiligen Frieden des Waldes entweihte und, in furchtbarem Zorn auflodernd, schwor er ihm den Tod. Er hatte die bewohnten Stätten verlassen, weil er nichts mehr gemein haben wollte mit den Menschen, nichts mehr sehen wollte von ihrem Thun und Treiben und nun sollte er auch hier keine Ruhe vor ihnen haben? — Sein Verdacht lenkte sich natürlich sofort auf Sigwart, den der Zufall zu seiner Wohnung geführt — stellte er etwa dem Enkelkinde nach?

Eines Tages legte er sich, hinter Buschwerk geborgen, auf die Lauer, aber Sigwart, der diesmal aus einer andern Richtung kam, gelangte ungesehen von ihm an die Quelle. Mißmuthig schlug der Alte den Weg zur Hütte ein, als ein helles Lachen ihn auf die richtige Fährte brachte und im nächsten Augenblicke stand er, die Streitaxt drohend geschwungen, vor dem liebenden Paare.

„Fort! fort!“ rief Gertelinde in höchster Angst dem Geliebten zu. In derselben Sekunde aber schlang sich schon ein kräftiger Arm um ihren Leib und sie in die Höhe hebend, halb über seine Schulter gelegt, drang Sigwart fliehend in den Wald hinein, unbekümmert um die Richtung, die er nahm, und von dem Wunsche belebt, die schöne Gertelinde der Wuth des Alten zu entreißen, denn wer sollte sie vor ihm schützen, wenn er im Kampfe unterlag?

Und immer weiter ging es vorwärts, denn wenn auch Wulferich den leichtfüßigen Jüngling nicht einzuholen vermochte, so blieb er ihm doch fest auf den Fersen und selbst als sich der Boden steil in die Höhe hob, als Felstrümmer und Geröll sich entgegenthürmten, gab er die Verfolgung nicht auf und es war sogar wie wenn er immer näher käme.

Durch die Bäume und das Buschwerk nicht mehr im Vordringen behindert, nahm Sigwart alle seine Kräfte zusammen, dem Verfolger zu entrinnen, die Geliebte zu bergen. Keuchend, doch rastlos stürmte er die öde Felsenwelt hinan, bis er mit einem Male auf einer weit vorspringenden, wild gezackten Klippe stand, die ihm weder nach rechts noch links einen Ausweg bot. Vor ihm der schauervolle Abgrund, hinter ihm der rasende Wulferich, dessen gellendes Wuthgeschrei bis zu dieser Höhe drang und ringsum nichts als gespenstisches Wallen unfaßbarer weißer Gebilde und markerschütterndes Heulen.

Der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, als er das Mädchen an dieser gefahrvollen Stelle zu Boden

gleiten ließ, sich zu dem bevorstehenden Kampfe zu bereiten und ein Gebet trat auf seine Lippen, als Wulferich's glühende Augen vor ihm auftauchten und er sich ihm entgegenstürzte, um die Jungfrau zu decken.

Ein entsetzliches Handgemenge entspann sich und schon schien es, als ob Sigwart die Oberhand gewinnen wollte, als die sich fest umschlossen haltenden Feinde stürzten und der gähnende Abgrund sie verschlang.

Gertelindens Entsetzensschrei fand in dieser Trümmerwelt einen zehnfachen Wiederhall und ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sprang sie dem verlorenen Geliebten nach in den leeren Raum.

Seit dieser gräßlichen Nacht aber tobt, stöhnt und klagt es auf den verlassenen Zeterklippen noch viel ärger als in jenen frühen Tagen und wenn man des Nachts zu ihnen in die Höhe schaut, so sieht man nicht selten eine von wehenden Haaren umflossene Gestalt, die rufend und wehklagend an dieser grausen Stätte umherirrt, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als diejenige, welche das zehnfache Echo ihr gibt.

Die arme Gertelinde wird nicht eher Ruhe finden, als bis ihr auf den Klippen einst ein Jüngling entgegentritt, der das erlösende Wort zu sprechen weiß.



2. Burg Scharzfels.

Im Oberharz, etwa dreiviertel Stunden oberhalb des Dorfes Scharzfeld, erhebt sich auf steil empor-

strebenden Felsen die interessante Ruine Scharzfels, die aus einer Nieder- und einer Hochburg besteht, die durch eine ziemlich hohe, doch in gutem Stande befindliche Treppe verbunden sind.

Obgleich nur mehr Reste vorhanden sind, so genügen dieselben doch, dem Besucher einen Begriff von den Mühseligkeiten zu geben, mit welchen die Ausführung dieses kühn ersonnenen Burgbaues verbunden gewesen sein muß und von dem Widerstande, den das Schloß den verschiedenen Belagerungsheeren entgegensetzte.

Im elften Jahrhundert befand sich die Burg in den Händen eines mächtigen Geschlechtes, welches dem Lande manchen Helden geschenkt hatte, der für des Reiches Wohlfahrt und des Kaisers Hoheit mit unermüdlicher Ausdauer zu kämpfen verstand. Auch der damalige Besitzer, Graf Bodo von Scharzfels, stand darin in nichts seinen Vorfahren nach und Kaiser Heinrich IV. zeichnete ihn darum auch bei jeder Gelegenheit aus und war sogar kein seltener Gast auf dem Scharzfels.

Diese häufigen Besuche auf der Burg hatten jedoch noch eine andere Veranlassung, von welcher sich der edle Graf Bodo zu seinem Glücke nichts träumen ließ. Sie galten nämlich weit weniger dem verdienstlichen Burgherrn als dessen schöner Gemahlin, der Gräfin Emma, deren Körperreize ebenso sehr von sich reden machten wie ihre seltenen Tugenden und Geistesgaben.

Schon die erste Begegnung mit der Edelfrau

hatte genügt, Heinrichs Herz in Flammen zu setzen und alle Gründe, die sein Gewissen wie seine Vernunft gegen diese unheilvolle Neigung vorbrachten, prallten machtlos ab an ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit. Dennoch war der Kaiser in seinen Bemühungen die Gunst der Gräfin zu gewinnen, nichts weniger als glücklich. Ihr Ohr blieb gegen seine Betheuerungen wie gegen seine Bitten taub und sie besaß keine andere Antwort für ihn als: „Ihr wißt, erlauchter Herr, daß ich nicht mir selbst angehöre, also auch nicht mehr über mich und mein Herz verfügen darf. Ich kann nichts für Euch thun, als Gott bitten, er möge Euern Sinn wenden und Euch jenen Frieden schenken, den ich so innig für Euch ersehne.“

Allerdings bewunderte Heinrich diese edle Festigkeit, diese treue Pflichterfüllung, doch an seinen Wünschen vermochte dies nichts zu ändern. Im Gegentheil, sie wurden nur heftiger, zumal er zu bemerken glaubte, daß auch Emmas Herz ihm entgegenschlage. Dieser Gedanke brachte ihn der Raserei nahe und bald sann er Tag und Nacht über die Mittel nach, die dazu dienen konnten, ihren Widerstand zu beseitigen. Leider fand er aber nur eins, nämlich Gewalt! — Geziemte es dem Kaiser, dem Schirmherrn der Tugend und des Rechts, ein wehrloses Weib gewaltsam vom Pfade der Pflicht zu reißen, mußte nicht Emma selbst ihn verachten, wenn er einen solchen Schritt wagte? Freilich, die Liebe begreift und verzeiht die Verirrungen der Liebe und an der seinigen durfte, konnte die Gräfin nicht zweifeln.

Der Kaiser schwankte noch immer und vielleicht wären die bösen Mächte in ihm unterlegen, hätten sie nicht in dem ehrbegierigen und gottlosen Burgkaplan einen Verbündeten gefunden. Dieser Mann, unter dessen Priesterkleide sich ein ebenso mitleidsloses als falsches Herz verbarg, der das ganze Vertrauen der Burgherrin besaß, errieth alles, was in Heinrichs Seele vorging und schlich sich schmeichelnd an ihn heran, ihn mit schädlichen Rathschlägen zu umgarnen.

„Die Gräfin liebt Euch, Herr Kaiser, und nichts hält sie von Euch fern als der Schwur, den sie dem Grafen geleistet hat. Wollt Ihr es aus ihrem eigenen Munde hören, gut, so vertraut mir; ich kenne einen verborgenen Gang, auf welchem Ihr ungesehen und ungehindert in ihr Gemach gelangen könnt und ich übernehme es, Euch den Weg dahin zu weisen."

„Mein kaiserlicher Dank wird Dir diesen Dienst reichlich zu lohnen wissen!" rief Heinrich entzückt.

Solche Worte hatte der Kaplan hören wollen. Sie bedeuteten Aemter und Ehren, klingendes Gold in Fülle und ein herrliches Leben.

„Diesen Abend noch, Herr, will ich meines Führeramtes walten, doch muß der Graf aus dem Schlosse entfernt und ihm die Möglichkeit benommen werden, vor morgen hierher zurückzukehren."

Um einen Vorwand war der Kaiser nicht verlegen. Er sandte den Grafen mit einer geheimen Botschaft an den Bischof von Halberstadt und am selben Abend noch ritt der ob dieses ehrenvollen Auftrags geschmeichelte Ritter fröhlich aus dem Thore seiner

Burg, kaum einmal zurückblickend nach dem Söller, auf welchem Emma stand.

Bange Ahnungen stiegen im Herzen der edlen Frau auf. Weßhalb entsandte man ihren Gemahl aus der Burg, war kein anderer da, diesen Auftrag zu vollführen? Trug sich Heinrich etwa mit bösen Anschlägen und war ihm der Graf darum im Wege gewesen? O, der Unselige! warum floh er nicht den Scharzfels, warum tödtete er nicht mit unbarmherziger Hand diese sündige Leidenschaft, die ihm nur Verderben bringen konnte? — Thränen rollten über die Wangen der Gräfin nieder, erpreßt von namenloser Furcht und tiefem Schmerze um den geliebten Kaiser.

Die Nacht war vollends hereingebrochen und Emma, die sich fester als es sonst in ihrer Gewohnheit lag, in ihr Gemach eingeschlossen hatte, saß am offenen Fenster, die rothgeweinten Augen dem Nachtwinde zur Kühlung darbietend. In der Burg wurde es immer stiller, die Herren wie die Diener suchten das Lager auf, nur sie vermochte nicht an Schlaf zu denken. Es war ihr als ob irgend ein Unheil drohe, als ob sie wachen und beten müsse, und wenn das leiseste Geräusch nur hörbar wurde, zuckte sie erschrocken zusammen.

Doch — was war das? — Welch' sonderbares Geräusch dort hinten in der Wand, war es nicht ein Knarren, wie wenn sich eine seit langem nicht mehr benützte Thür schwerfällig in ihren Angeln dreht?

Ein gellender Schrei entfuhr den Lippen der Gräfin. Das Getäfel bewegte, verschob sich und

in der entstehenden Oeffnung zeigte sich Heinrichs Gestalt.

Aber nur eine Sekunde währte ihre Bestürzung. Die Nähe der Gefahr gab ihr Muth und Besonnenheit zurück; sie riß mit kräftiger Hand ein silbernes Cruzifix von der Wand und es fest gegen die wogende Brust drückend, stand sie da, hochaufgerichtet und stolz, ein Bild edelster Weiblichkeit.

Vor ihr auf den Knieen, die Hände zu ihr erhoben, wie zu einer Heiligen, flehte der Fürst mit leidenschaftbewegter Stimme:

„Emma, läugnet nicht länger, daß Ihr mich liebt so innig und heiß wie ich Euch liebe, all' mein Leben lang lieben werde! Euer süßes Geheimniß ist nicht mehr allein das Eurige."

„Der Kaplan hat mich verrathen, an Euch verrathen?" stammelte die Gräfin, das edle Antlitz von dunkler Gluth übergossen.

„Verrathen? — Ja und nein. Er hat sie nicht länger mehr ansehen können, die furchtbaren Qualen, die uns beide verzehren! Emma, hört mich an — nicht Unehre ist es, die ich Euch zu bieten kam. — Ich will es bewirken, daß Eure Ehe gelöst werde, daß Ihr in Ehren die Meine sein dürfet, ich will dem Grafen alles geben, was ich zu geben habe, Geld und Gut, Ländereien, Ehren und Macht, ihn zu entschädigen für den empfindlichen Verlust, den einzigen, den ich ihm nicht ersparen kann. O, saget doch, daß Ihr damit einverstanden seid!"

Emma war todtenbleich geworden, ihre Lippen zuckten in furchtbarem Schmerze und Thränen stürzten aus den Augen, die sich nicht abwandten von dem Cruzifix.

„Die Gott geeint, die soll der Mensch nicht scheiden!“ sprach sie trotzdem fest und ohne Zögern.

„Doch diejenigen dürfen es, denen Gott die Macht verliehen hat zu binden und zu lösen.“

„Entschlagt Euch solcher Gedanken und Wünsche, erlauchter Herr. Mein Entschluß steht fest, ich harre aus an dem Platze, an welchen Gott mich gestellt hat und Ihr seid zu Höherem berufen, als um ein Weib zu werben, welches das Schicksal Euch versagt. — Und nun lebet wohl, Kaiser Heinrich, das Glück geleite Euch auf allen Wegen!“

„Nicht so, Emma, zu einem milchblütigen Mönchlein möget Ihr so reden, nicht zu mir, dessen Leben an Eurem Besitze hängt! Und weil Ihr mich zur Raserei treibt, weil blinder Wahn Euch gefangen hält, so muß der König der Himmel mir vergeben, wenn ich mit Gewalt mir zu eigen mache, was Ihr mir so unbarmherzig versagt!“

Und seiner selbst nicht mehr mächtig, eilte Heinrich in den engen Gang hinaus, in welchen die geheime Thüre im Gemache der Gräfin mündete.

„Thietmar — Eike, herbei ihr Gesellen!“ rief er.

Die Gräfin aber lag auf den Knieen und rief in höchster Seelenangst flehend zum Himmel hinauf:

„Herr, mein Gott, hilf mir, verlaß’ mich nicht in dieser Noth!“

Da knarrte es von neuem und ohne fremdes Zuthun schloß sich das bewegliche Getäfel der Wand, ehe Heinrich mit seinen Gesellen zurückeilen und es verhindern konnte.

Vergebens rüttelte und pochte er, alle Anstrengungen, die Thüre, deren Geheimniß ihm so genau bekannt war, wieder zu öffnen, blieben fruchtlos. Die Feder war zu fest eingesprungen und nie wieder gelang es, sie in Bewegung zu setzen.

Drinnen im einsamen Gemache aber lag die auf so wunderbare Weise gerettete Gräfin betend am Boden, doch mengten sich Thränen bittern Schmerzes unter ihre Dankesworte. Sie wußte, daß sie Heinrich zum letzten Male gesehen hatte.

Und in der That, es war dies der letzte Besuch gewesen, den der unglückliche Heinrich IV. dem Scharzfels abstattete, daß er aber trotzdem der schönen Herrin desselben ein treues Gedenken verehrte, bewiesen die Auszeichnungen und Ehren, mit welchen er auch fernerhin den Grafen überhäufte.



3. Der silberne Mann.

Wenn man von dem stattlichen Dorfe Hasserode aus, den Weg nach dem kleinen Breitethal einschlägt, und dieses in der Richtung nach der hochromantischen steinernen Rinne verfolgt, gelangt man nach ziemlich ermüdender Wanderung an einen weißlich schimmernden

Felsen, dessen Formen phantasiebegabte Beschauer an eine menschliche Gestalt gemahnen. Es ist dies „der silberne Mann“ oder wie er zuweilen wohl auch genannt wird, „der Silbermann,“ dessen Inneres der Sage nach, unermeßliche Silberschätze bergen soll, deren Pracht zu schauen bisher nur einem Sterblichen vergönnt war.

Es war zu des großen Carls Zeiten, als die umwohnenden Sachsen und Thüringer noch widerwillig und zum Scheine nur, des mächtigen Kaisers strafenden Zorn fürchtend, sich dem Joche des Christengottes beugten, der die alten Götter von ihren stolzen Thronen gestürzt hatte. Schwertesgewalt vermag jedoch niemals das zarte Samenkorn des Glaubens in des Menschen Brust zu pflanzen und so verhinderte sie denn auch diese neuen Christen nicht, in ihren Herzen treu den Allverehrten anzuhängen, denen sie nur heimlich an wohl verborgenen Stätten, auf den unzugänglichen Höhen der Harzberge und im sichern Schatten ihrer Urwälder die altgewohnten Opfer darbrachten. Auch Hasso, ein Jüngling aus edlem Stamme und eines tapfern Heerführers Sohn, gehörte zu jenen, die Wodan und Thonar umso inniger verehrten, als sie sich gezwungen sahen, sie scheinbar zu verläugnen.

Einstmals nun, als ihn der Dienst der hohen Erdenmutter, der lieblichen Freudenspenderin Ostaru, deren belebender Hauch die winterstarre Erde zu neuem Leben erweckt, auf die Höhen des Brocken rief, kam er nächtlicher Weile durch das kleine Breitethal. Mit den Gefahren solcher Wanderungen in noch rauher

Jahreszeit wohl vertraut, alle Wege genau kennend, die durch diese Berg- und Waldwildniß führten, im Bewußtsein, in der Kraft seiner kampfesgewohnten Glieder wie in seinen guten Waffen eine sichere Wehr zu besitzen gegen die reißenden Thiere, die damals jene Gegenden bevölkerten, schritt er sorglos immer weiter.

Plötzlich jedoch blieb er wie festgewurzelt stehen. Am Fuße eines im Mondenschein wie eitel Silber schimmernden Felsens erblickte er einen riesigen Feuerkreis und innerhalb desselben, auf einer üppig grünenden Rasenfläche führten elfenhafte Frauengestalten einen Reigen auf. Aus den Zweigen der ernsten Waldbäume tönten zauberhafte Melodien nieder und als der Jüngling zu ihnen emporsah, bemerkte er zahllose Zwerggestalten mit grauen wallenden Bärten, die in dem kahlen Geäste hockend, mit klugen Aeuglein auf ihn niederschauten und ihm freundlich zunickend winkten, wobei ihre kleinen verschrumpften Finger nach jener Richtung wiesen, von welcher er gekommen war.

Hasso verstand jedoch weder diese Geberdensprache noch vermochte sie lange seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Die schönen Tänzerinnen im Flammenkreise nahmen seine Sinne gefangen und sein Herz begann hörbar zu schlagen, als eine von ihnen, und wie es ihm schien die schönste, aus der Reihe trat und, die Flammen überspringend, auf ihn zukam.

Schweigend nahm sie ihn bei der Hand und führte den willenlos folgenden Jüngling mitten durch die Flammen und den jetzt geöffneten Ring der Tanzenden hindurch nach dem schimmernden Felsen.

„Ich will Dich reich und glücklich machen," sagte die Heldin, stehen bleibend und den Jüngling mit Augen anschauend, die nichts Irdisches hatten, „im Innern dieses Gesteins sind Schätze angehäuft, wie solche kein Erdenmann besitzt."

„Und warum willst Du gerade mir diese Reichthümer geben?" frug er mißtrauisch.

„Weil Du ein tapferer Jüngling bist, der von ihnen keinen schlechten Gebrauch machen wird. Du hassest Carl den Bedrücker, der nichts schont, was den Männern Deines Stammes heilig ist, und darum will ich Dir in dieser heiligen Nacht die Macht verleihen, ihn zu bekämpfen und — zu besiegen."

„Ich folge Dir!" sprach Hasso mit männlichem Ernst, entflammt von der Hoffnung, einen heiligen Kampf beginnen zu dürfen — um seine Götter, sein Volk zu erlösen aus den Banden des Fremdlings.

„Sieh hier," fuhr seine Führerin fort, „wenn meine Hand dreimal an diese Stelle klopft, wo drei leuchtende Fünkchen sich zu einer Triangel vereinigen, wird sich das Gestein vor uns öffnen und wir können unbehindert eintreten in das unterirdische Reich des Gnomenkönigs Hederich. Es droht Dir keine Gefahr und der Schatz ist Dir sicher, wenn Du klug bist und meinen Weisungen gehorsam. Laß' Dich nicht schrecken durch den Anblick gräulicher Ungethüme, laß' Dich nicht bestricken durch die Zauberkünste böser Geister in verführerischer Gestalt, denn sie alle sind nur Truggebilde, auf Deinen Weg gesandt von König Hederich, Dich an der Hebung des Schatzes zu behindern."

Hasso versprach strengen Gehorsam; nichts sollte ihn beirren, nichts ihn verhindern an der Vollbringung des Werkes, soweit es in seiner Macht läge.

„Nicht nur Deiner Warnung will ich eingedenk bleiben, Du Hohe, sondern auch des großen Zieles, an welches Deine Hand mich sicher leiten soll. Sage mir, was ich zu thun, was ich zu meiden habe.“

„Wenn Du eintrittst in den Silbersaal des Königs wo er durch die Jahrhunderte auf seinem schimmernden Throne sitzt, so gehe unbekümmert um alle und alles auf den ersten zu, der in Deinen Weg tritt und gebiete ihm: „Führe mich, oh, Kind des Felsens, führe mich zur Quelle, die an dieser Stelle unter Gestein und Erz verborgen ist.“ — Weder Flehen noch Drohungen dürfen Dich erschrecken, Du bist gefeit gegen alle Gefahren, solange Du thust wie ich sage. — Sobald Du diese Worte zum dritten Male wiederholt hast, wirst Du schauervolles Wehgeschrei vernehmen, zugleich aber wird sich zu Deinen Füßen ein breiter Spalt im Boden bilden, durch den sie heraufsteigen in endloser Zahl, die Silberbarren. Du sammelst ihrer so viele ein als Du zu tragen vermagst und legst sie dort in den Flammenkreis, auf daß meine Gefährtinnen sie vor bösen Künsten schützen, während Du zurückkehrst neue zu holen. Verliere keine Zeit, denn sobald der Mond die Spitze jenes Berges berühren wird, ist meine Macht zu Ende und Du darfst keine Sekunde länger mehr in des Königs Palaste verweilen.“

„Ist dies alles, so ist es zu vollbringen leicht!“ rief Hasso stolz.

„Es ist alles, nur dürfen keine andern Worte über Deine Lippen treten als die, welche ich Dir gesagt habe, Du mußt Dein Ohr verschließen gegen Bitte und Schmeichelworte, Dein Auge gegen alles, was Du siehst, was um Dich her vorgeht. — Fehlst Du nur gegen ein einziges meiner Gebote, so ist der Schatz für weitere tausend Jahre der Welt verloren. — Fühlst Du Dich stark genug, willst Du das Wagniß bestehen?"

„Ich will!"

Die himmlische Erscheinung winkte und drei flammende Sterne leuchteten mit einem Male oberhalb ihrer Stirne auf, als sie dreimal nach einander in kurzen, abgemessenen Schlägen die Hand auf jedes der leuchtenden Pünktchen im Felsen fallen ließ.

Ein donnerähnliches Geräusch klang aus dem Innern des Berges hervor, das Gestein barst, wölbte sich zum hohen Thorbogen und eine Fluth von Licht drang auf Hasso ein, daß er geblendet zurückwich und im ersten Augenblicke nichts zu unterscheiden vermochte.

Bald aber gewöhnten sich seine Augen an diese noch nie gesehene Helle, vor welcher das Tageslicht beschämt hätte zurückweichen müssen und erfreut erblickte er einen weiten, von Säulen getragenen Saal vor sich, dessen Decke, Wände und Boden aus blanken Silber bestanden. Am andern Ende stand ein Thron, zu dem viele Stufen hinanführten und auf demselben saß eine riesige Greisengestalt, die ebenfalls aus Silber zu sein schien. Rund um diesen Thron tanzten zierliche Gestalten in schimmernden Gewändern, die stehen blieben

und sich erschrocken nach dem Fremdling umsahen, der verwirrt und zögernd unter dem Thorbogen stand.

Eine dieser kleinen Gestalten löste sich aus dem Kreise und kam auf Hasso zu, aber sonderbar, je näher sie kam, umso höher wurde sie und endlich stand ein wunderbar schönes Mädchen von bezauberndem Wuchse vor ihm und sah ihn mit großen Augen, Türkissteinen vergleichbar in ihrer reinen tiefen Bläue fragend an.

„Was suchst Du bei König Hederich, Fremdling?“ frug sie mit einer so wohllautenden Stimme wie der Jüngling noch nie zuvor gehört zu haben glaubte.

Hasso vermochte keinen Blick von dem Mädchen zu wenden, er stand und starrte, während sein Herz hörbar zu klopfen begann, dieses selbe Herz, welches bisher ruhig und kalt an den vollendetsten Frauengestalten vorübergegangen war. Endlich wurde er aber doch dieses unerträglichen Bannes Herr und sein Herz stählend, sagte er, wie es ihm die Waldnympfe geboten hatte.

„Führe mich, oh, Kind des Felsens, führe mich zur Quelle, die an dieser Stelle unter Gestein und Erz verborgen ist.“

Kaum jedoch, daß sie diese Aufforderung vernommen hatte, brach das schöne Mädchen in lautes Weinen aus und ringsum begann ein Wehklagen, daß die Wände des Saales erzitterten, während sich gleichzeitig von allen Seiten Schlangen und feuerspeiende Thiere auf Hasso zuwälzten, als wollten sie sich auf ihn stürzen und ihn ob dieses frevelnden Verlangens verschlingen.

Als der Jüngling trotzdem standhaft blieb und seine Aufforderung sogar wiederholte, wurde das Mädchen bleich und sank zu seinen Füßen nieder, ihr Flehen verdoppelnd; aber nicht sie allein bat und klagte, alle die Zwerglein, die den Thron des Königs umgaben, stürzten herbei, ihr Wehklagen, ihre Bitten mit denen der schönen Maid zu vereinigen.

Doch auch dies half nichts, Hasso sprach zum dritten Male mit männlicher Festigkeit die furchtbaren Worte aus und im selben Augenblicke entwichen seine Bedränger in fluchtartiger Eile, durch ihr gellendes Klagegeschrei das Rollen und Toben übertönend, welches sich im Innern des Bodens hörbar machte. Dann wurde es plötzlich still, ganz still, Hasso sah, wie der Thron mit dem König Hederich lautlos in die Tiefe sank und wie kaum zwei Schritte von ihm entfernt, blanke Silberbarren aus dem geborstenen Boden heraufstiegen, sich immer höher und höher thürmend.

Rasch raffte er zusammen, was er nur tragen konnte, eilte damit hinaus und legte das Gewonnene in die Mitte des Flammenkreises, innerhalb welchen die Nympfen noch immer ihren Reigen aufführten.

Als Hasso in den Silbersaal zurückkehrte, herrschte Jubel und Lust darinnen, die Zwerglein tanzten und sangen in übermüthiger Ausgelassenheit, sie priesen ihn als ihren Befreier, von allen Seiten wurden ihm mit schäumendem Wein gefüllte Silberbecher entgegengehalten und das schöne Mädchen eilte mit glückstrahlenden Augen auf ihn zu, ihm die ausgebreiteten Arme wie zum Gruße entgegenhaltend.

Der Jüngling aber that als ob er von alledem nichts sähe und nichts hörte; sein ganzes Sinnen war darauf gerichtet, so viel wie möglich von dem unermeßlichen Schatze im schützenden Flammenkreise zu bergen. Es galt ja die Befreiung seines Volkes, die Wiedereinsetzung der seit der Urzeit verehrten Götter.

Wohl über ein Dutzend Male schon hatte er den Weg von Hederich's Silbersaal nach dem Flammenkreis und wieder zurück gemacht, der Mond neigte sich bereits gen Westen, bald mußte er oberhalb jenes Berges anlangen auf seiner unaufhaltsamen Fahrt durch den Weltenraum, den die Nympfe ihm bezeichnet hatte. Dennoch wollte er noch einmal hinabsteigen in den Zauberpalast des Gnomenfürsten, nur ein einziges Mal noch. Oder sollte er es nicht thun, sollte er es sich an dem genügen lassen, was er besaß? — Aber warum eine Gabe verschmähen, die das Schicksal darbietet, warum eine Gelegenheit nicht benützen, die sicherlich nicht wiederkehrt? Er hatte noch Zeit genug vor sich, bald sind die kräftigen Arme hoch beladen, mit den Silberbarren, deren Besitz Macht und Ansehen verleiht.

Als Hasso wieder im Saale anlangte, begrüßte ihn ein Freudenschrei des schönen Mädchens, welches jetzt ein funkelndes Krönlein im Rabenhaar trug, und ehe er ihrem Beginnen wehren konnte, lag sie an seiner Brust.

„Dank Dir, edler Jüngling, der Du den grausamen Hederich gestürzt hast! Er hat mich meines Reiches beraubt, die Herrin unter das Sklavenjoch

gebeugt. Von neuem ist wieder alles mein was Du hier siehst, was die unterirdischen Gänge bergen, die sich unabsehbar weit hinziehen durch das Gebirge, und Du sollst mit mir theilen, was ich besitze."

Und dabei senkten sich ihre Augen immer tiefer in die seinigen, ihr brennender Athem strich sengend über sein Gesicht hin und es war ihm zu Muthe als faßte ihn eine unsichtbare Macht an den Boden, während der Mond am hohen Himmelszelte droben seine Bahn verfolgte, um der verhängnißvollen Stelle immer näher zu rücken.

Von unbeschreiblicher Angst erfaßt, wand sich der Jüngling gewaltsam aus dieser Umschlingung, raffte hastig so viel an Silber zusammen, als seine Arme zu fassen vermochten, worauf er sich zur Flucht wandte, denn die Luft schien dicker und schwüler zu werden, so daß er kaum mehr zu athmen vermochte.

Er war jedoch noch nicht weit gekommen als sich zwei Arme um seinen Nacken schlangen und eine schmeichelnde Stimme flüsternd in sein Ohr sprach:

„Warum fliehst Du mich, Hasso, mich, die Dir alles geben kann, Macht, Reichthum wie ihn kein Sterblicher besitzt, Glück und Liebe? — Durch mich sollst Du über alle Menschen erhoben werden, über weite Reiche herrschen. — Sage, daß Du mich nicht verlassen, daß Du mir wiederkehren willst. Du hast mir wiedergegeben, dessen mich rohe Gewalt beraubt, laß' mich auch aus Deiner Hand das Glück empfangen! Sprich, sprich nur ein einziges kleines Wort, sage, ob Du willst?"

Hasso hatte das Mädchen mit sich fortgezogen bis zum Ausgange, in seinem Innern wogte ein furchtbarer Kampf, Furcht und glühendes Verlangen lagen mit einander im Streite, eine unwiderstehliche Macht zog ihn zu dem schönen Mädchen hin und ihre Worte setzten seinen Kopf in Brand. Warum sollte er diesem Verlangen nicht nachgeben? Er war dem Zauberreiche glücklich entronnen, seine Füße berührten den Erdboden, wohlgeborgen ruhte sein Schatz im Flammenkreise.

„Ich will!“ kam es heiß und doch zagend über seine fieberglühenden Lippen.

Da erscholl wildes Hohngelächter, die weißen Arme lösten sich von seinem Halse und hunderte von Zwerglein stürmten in betäubender Hast an dem Jüngling vorüber und dem Flammenkreise zu, mit gierigen Händen die aufgestapelten Schätze aufraffend, um sie zurückzutragen in sichere Huth.

Hasso aber sank mit einem Aufschrei besinnungslos zu Boden.

Als ihm die Besinnung wiederkehrte, waren der Silbersaal wie der Flammenkreis mit seinen schönen Tänzerinnen verschwunden, auch vom Monde ließ sich nichts mehr sehen als ein fahler Schein, der die obersten Bergspitzen in mattes Licht tauchte. Der Quarzfelsen, in dessen Innerm Hederich haust, hatte sein gewohntes Aussehen wiedergewonnen und vergebens blieb alles Suchen nach den drei leuchtenden Pünktchen, an welche die Nympfe geklopft hatte.

Als der Morgen hell und nüchtern anbrach kehrte Hasso bleich und trübsinnig nach der Heimath zurück und von Stund an war er ein gebrochener, wirrer Mann, denn er vermochte niemals den schweren Schaden zu vergessen, den eine Regung der Habgier und eine Minute der Schwäche ihm zugefügt hatten.

Dem Gnomenkönig aber blieb sein Schatz für weitere tausend Jahre gesichert, denn nur nach je tausend Jahren erscheinen einmal in der Osternacht jene Pünktchen am Felsen, die den Erdenmenschen jene Stelle anzeigen, wo sie sich den Eingang in Hederich's Silbersaal erzwingen können.



4. Jungfrau Hedwig's Errettung.

Das ungeduldig scharrende Roß fest im Zügel haltend, barg sich Graf Gero von Valkenstein mit seinen Getreuen im Waldesdunkel, denn es galt einen kostbaren Fang zu machen.

Schon lange lag der Graf mit dem Heinrichsburger Herrn in argem Streite, der, um eines Hofes willen begonnen, viele Jahre hindurch währte und endlich zu einem unversöhnlichen Hasse anwuchs. Gero hatte sich nämlich erboten, den streitigen Hof auszuliefern und fernerhin in Frieden und Freundschaft zu dem Ritter von Morungen zu stehen, ohne einen andern Preis zu verlangen als Fräulein Hedwigs Hand. Er hatte des

Ritters Töchterlein einst zufällig gesehen und sein Herz war in so heißer Liebe zu ihr entbrannt, daß kein Opfer ihm zu groß schien, sie zum Ehegemahl zu erhalten. Dieses Anerbieten fand jedoch nicht die Aufnahme, welche der Graf wohl erwartet haben mochte; anstatt dieses vortheilhafte Bündniß freudig anzunehmen, wies es der Edelherr bündig zurück. Der alte Groll saß zu tief in seinem Herzen und er ließ dem Grafen melden, die Tochter sei für ihn unerreichbar, sie wolle sich einem vornehmeren Bräutigam angeloben und anstatt einer vergänglichen Grafenkrone die ewige Himmelskrone tragen.

Der Hohn, den der Ritter von Morungen in diese Rede gelegt, die Geringschätzung, mit welcher er ihn, den mächtigen Grafen, zu behandeln wagte, verdrossen Gero gar sehr und dazu reizte ihn der Widerstand, den er fand, nur noch mehr an und er beschloß, sich unter allen Umständen Hedwigs Besitz zu sichern, auf einen Gewaltstreich kam es ihm nicht an. In der Heinrichsburg mochte man sich indessen eines solchen wohl versehen, denn der Ritter von Morungen sorgte dafür, daß Jungfrau Hedwig keinen Augenblick unbewacht blieb und selbst in Begleitung nicht die väterliche Burg verließ. Gero ließ sich jedoch keine Mühe verdrießen und eines Tages gelang es denn auch den ausgesandten Kundschaftern, in Erfahrung zu bringen, an welchem Tage Hedwig in das ferne Kloster gebracht werden sollte.

Der Valkensteiner frohlockte bei dieser Kunde. Nun hatte er leichtes Spiel, Hedwig konnte ihm nicht

mehr entschlüpfen und anstatt des Klosters sollte sie seine Burg bewohnen.

Als die Zeit gekommen war, bewaffnete er seine Knappen und barg sich mit ihnen an jener Stelle im Walde, an welcher die Reisenden vorüberkommen mußten. Ein Mißlingen des Streiches stand nicht zu befürchten, die Morunger konnten sich weder an Zahl noch an Waffen mit den Valkensteinern messen und so sah er unbesorgt dem Ausgange des Kampfes entgegen.

Es dauerte auch nicht lange, so bemerkte man auf der den Wald durchschneidenden Heerstraße eine aufwirbelnde Staubwolke, die sich immer näher entlang wälzte und bald unterschied man auf milchweißem Zelter eine weibliche Gestalt, umgeben von gewappneten Gesellen.

Die Valkensteiner ließen die Feinde ganz dicht an sich herankommen, ehe sie, auf ein Zeichen ihres Gebieters hin, von allen Seiten hinter Bäumen und Strauchwerk hervorbrachen, um sich wie ein verheerender Heuschreckenschwarm auf sie zu stürzen.

Eine halbe Stunde lang vernahm man nichts als wilde Rufe und Schwertgeklirr, da aber gelang es dem Grafen, sich an Hedwig heranzudrängen und sie mit gellendem Siegesschrei aus dem Sattel und auf sein Pferd zu heben, welches in tollen Sprüngen davon stürmte.

Die wenigen noch kampffähigen Morunger setzten allerdings dem kühnen Räuber unvorzüglich nach, aber, gering an Zahl und schlechter beritten, vermochten sie nicht ihre Herrin zu befreien. Als sie vor Valkenstein

ankamen, hatten sich die Thore der Burg bereits hinter dem Grafen und seinem Gefolge geschlossen und Spott- und Schmähreden, von den Zinnen auf sie herabgeschleudert, waren der einzige Gruß, der ihrer harrte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Hochaufgerichtet, feste Entschlossenheit im Antlitz, stand Jungfrau Hedwig dem Grafen gegenüber, die leidenschaftsglühenden Reden anhörend, die sich wie eine unheimlich brausende Fluth über sie ergossen. Als er aber geendet hatte und sie erwartungsvoll ansah, erwiderte sie kalt und stolz:

„Erspart Euch die Mühe, edler Graf, vergebens sind Eure Schmeicheleien und mich werden sie niemals bethören. Ein Mann, der fähig ist, dem Vater das Kind, dem hohen Himmel die Braut zu rauben, ein wehrloses Weib widerrechtlich gefangen zu nehmen, der bedarf keiner Richter mehr, er hat sich selbst gerichtet!"

„Dieser Vorwurf trifft mich nicht hart, Jungfrau, denn ich habe bei Eurem Vater um Euch geworben, wie es Brauch und Sitte ist, ich habe ihm die Hand zu treuer Freundschaft geboten, diese Hand, die ihm eine Stütze gewesen wäre, die ihm Macht und Reichthum verliehen hätte, und Hohn war mein Dank dafür."

„Ich habe mich dem Himmel geweiht und will keinen irdischen Gemahl."

Hedwig blieb unerschütterlich, Liebesworte wie Drohungen erwiesen sich als fruchtlos, bis Graf Gero endlich im höchsten Zorn ausrief:

„Gut, meine Hand verschmäht ihr, törichte Tochter eines törichten Vaters, und Ihr könnt beruhigt sein, ich werde sie Euch nimmer wieder anbieten, doch mein sollt Ihr darum doch werden und stolz will ich mich des schönen Liebchens rühmen, welches ich mir erstritten. Denkt Ihr etwa, der Graf von Valkenstein lasse sich zweimal zurückweisen von der Tochter des Bettelritters auf der Heinrichsburg? — Und um Euch mit dem Loose bekannt zu machen, welches jener wartet, die sich mir zu widersetzen wagen, sollt Ihr diese Nacht im Burgverließe verträumen."

Der Graf war ein wilder, jähzorniger Mann und wenn die Wuth ihn erfaßte, kannte er weder Erbarmen noch Gerechtigkeit. Mit Hülfe seiner Diener schleppte er die Unglückliche in das unterste Gelaß des Thurms, wo man Stricke um ihren Leib wand und sie durch eine enge, schlotartige Oeffnung hinabließ in einen schaurigen Keller, in welchen kein Lichtstrahl drang und wo das Wasser an den rohen Felsenwänden niedersickerte.

„Süße Ruhe, mein schönes Lieb!" rief der Graf höhnend in das Loch hinab.

Betäubt, schaudernd stand die Jungfrau in dem entsetzlichen Kerker. Was sollte aus ihr werden, hier, fern von den Ihrigen, inmitten undurchdringlicher Felswände, von denen jeder Hülferuf ungehört wiederhallte? — Dann aber sank sie in die Kniee und ein inbrünstiges Gebet stieg zum Himmel empor, ihre Seele schwang sich nach jener Höhe empor, von welcher auch

die dickſten Mauern den Menſchen nicht zu trennen vermögen.

Mit einem Male ſchimmerte von oben ein Lichtſtrahl in die Höhle, einige Decken und Kiſſen fielen zu ihren Füßen nieder und wieder tönte des Grafen ſpöttiſche Stimme:

„Schütze Dich gegen Froſt und Feuchtigkeit, mein Täubchen, ſie könnten Deiner Schönheit ſchaden und dieſer will ich mich nicht berauben!"

Dann wurde es wieder dunkle Nacht rings um ſie herum und endlos lange und bange Stunden vergingen, ohne daß auch nur ein Laut in ihr ſchauriges Gefängniß drang, in welchem ſie weinend und Gottes wie ſeiner Heiligen Beiſtand anrufend wachte. Und je länger ſie betete, umſo getröſteter fühlte ſie ſich, Muth und Zuverſicht kehrten wieder, der Vater würde ſicher den Beiſtand aller Edlen im Lande anrufen, denen es nicht gleichgültig ſein konnte, wenn ſich ein ſo gottloſer und ehrvergeßner Räuber zu den Ihrigen zählte. Man rüſtete ſich vielleicht ſchon zu ihrer Befreiung, bald konnte die Prüfung vorübergehen, welche der himmliſche Vater ihr ſicherlich nur zum Heile ihrer Seele auferlegt hatte.

So vergingen die Tage, welche Hedwig nicht zu zählen vermochte, da kein Sonnenſtrahl und kein Sternengeflimmer in ihren Kerker drang, wenn aber Graf Gero, wie es jeden Morgen und jeden Abend geſchah, am Eingange des Verließes erſchien und mit böſen Lachen hinabrief: „Nun mein zartes Liebchen, hat Dich Dein verzauberter Palaſt noch immer nicht zärt-

licher gestimmt?“ Dann klang jedesmal die gleiche Antwort zu ihm hinauf:

Du kannst mich tödten, Verruchter, doch nicht beugen!“

„Nicht beugen kann ich Dich, nur tödten? — Nein, Mädchen, Dein Tod nützt mir nichts und darum sollst Du leben, bist Du aber morgen nicht andern Sinnes, dann sollst Du erfahren, daß ich Dich beugen kann!“

Des Grafen Stimme bewies, daß diese Drohung ernst gemeint sei und nun fühlte Hedwig, daß es keine Rettung mehr für sie gäbe. Wenn sie nicht der Himmel in seinen Schutz nahm, war sie verloren.

„Wenn die Noth am größten ist, mein Gott dann bist Du auch am nächsten! — Meine Noth kann nicht mehr höher steigen, darum nahe mir und errette mich vor dem Verderben!“ betete sie laut.

Den Kopf tief auf die Brust geneigt, blieb die Jungfrau auf den Knieen liegen, als sie mit einem Male einen freundlichen Lichtschimmer erblickte, der immer stärker wurde. Erschrocken blickte sie in die Höhe, kam man schon sie zu holen? — Ein mächtiges Seil wurde lautlos in den Kerker herabgelassen, ein von blonden Haarwellen umflossener Frauenkopf von engelgleicher Schönheit erschien in der Oeffnung des Schlots und eine glockenklare Stimme rief ihr zu:

„Schlinge furchtlos dieses Seil um Deinen Leib, Du sollst in dieser Stunde noch frei werden, Dein Gebet hat Erhörung gefunden.“

Hedwig gehorchte und fühlte sich langsam und sanft in die Höhe gezogen. Als sie aber festen Boden

unter den Füßen hatte, da waren das Licht und die wunderbare Frauenerscheinung verschwunden, keine lebende Seele befand sich in dem Thurmgelaß, kein Laut wurde hörbar, aber frische Luft strich wie Gottes Athem über ihre pochenden Schläfen hin und sie sah ein weit geöffnetes Pförtchen vor sich, durch welches das trauliche Mondlicht verheißungsvoll hereinströmte.

Ohne Zögern trat sie ins Freie hinaus. Besser im Walde dem Hunger zu erliegen oder den wilden Thieren, besser im Abgrunde zerschellen als auch nur eine Sekunde länger im Valkenstein zu verweilen.

Wie groß aber war der edeln Jungfrau Verwunderung und Dankbarkeit, als sie wenige Schritte vom Pförtchen entfernt, ein Pferd erblickte, dessen Hufe lautlos über den Boden glitten und welches seinen Kopf schmeichelnd an ihre Wange schmiegte, als sie hinzutrat, um es zu besteigen.

Und als sie auf seinem Rücken saß, da stürmte es auch schon davon, immer flinker, thalauf, thalab, durch Wälder und über Wiesenland. Angstvoll lauschte Hedwig zurück, ob ihr nicht des Grafen wilde Gesellen auf den Fersen wären, doch kein Hufschlag störte die Stille und als sich der Himmel im Osten zu röthen begann, erblickte sie keine tausend Schritte mehr entfernt, die Kirche und das Kloster der Benediktinerinnen zu Gernrode.

Sie war gerettet, sie war in sicherer Hut.



5. Die gute Frau von der Asseburg.

Es war in der heiligen Weihnachtsnacht, welche die gute Frau von der Asseburg stets betend verbrachte, um beim ersten Schlag der Mitternacht, fromme Lieder singend und geweihtes Wasser vor sich hersprengend, einen Rundgang durch die Burg zu machen, auf daß auch im kommenden Jahre der Böse keine Macht gewinnen möge über sie und ihre Bewohner.

Als sie nach beendetem Gange durch ein kleines Pförtchen in den Burghof hinaustrat, um auch den treuen Hausthieren ihren Theil am Segen dieser Nacht zu spenden, stand plötzlich ein kleines, altes Männlein vor ihr, dessen verschrumpftes, von eisgrauem Lockenhaar umrahmtes Gesicht gar bang und bittend aus einer dunkeln Kapuze hervorschaute. Erschrocken wollte sie zurückweichen vor dem wunderlichen Geschöpfchen, wie sie ein solches niemals noch gesehen hatte, als ihr einfiel, daß es wohl ein Gnomenmännlein sein werde wie deren viele, der Sage nach, in den umliegenden Bergen wohnen sollten. Daß sie nun von diesen unscheinbaren Wesen, die sich den Menschen stets freundlich erwiesen, nichts zu befürchten habe, wußte sie wohl und so frug sie das Männlein denn gütig nach seinem Begehren.

„Du bist uns bekannt als der Hort aller Bedürftigen, die Beschützerin aller Armen und Leidenden, gute Frau von der Asseburg und darum bin ich gekommen, Deinen Beistand anzurufen für mein armes

Weib, welches krank und von schweren Nöthen heimgesucht ist. Niemand will uns in dieser Nacht Hülfe leisten. Du bist unsere letzte Zuflucht, verlaß' uns nicht."

„Und warum will Euch niemand beistehen, Männlein?"

„Weil es eine heilige Nacht ist, die Nacht, in welcher Euer König geboren wurde, und die Leute meinen, da dürften sie sich mit uns armen, verfolgten und verkannten Zwergenvolke noch weniger einlassen als sonst.

„Habt Ihr ihnen denn ein Leid zugefügt?"

Das Zwerglein schüttelte traurig den eisgrauen Kopf.

„Wir haben ihnen nur Liebes gethan und zu manchem Schatze verholfen, der noch heute ungestört schlummern würde im Schoße der Erde ohne uns. Aber weil wir anders geartet sind als sie, anders von Gestalt und Wesen, so halten sie uns für verderbliche Geister. Du weißt, gute Frau von der Asseburg, der Mensch liebt nur das Altgewohnte, das Alltägliche, was er nicht kennt oder nicht versteht, das fürchtet und haßt er darum auch, wäre es selbst sein Glück."

Die gute Frau von der Asseburg schwieg ein Weilchen und erwog im Stillen des Zwergleins bescheiden vorgetragene Bitte. Des Kleinen Traurigkeit und Angst thaten ihrem Herzen wehe, doch regten sich auch in ihr bange Zweifel und Gespenster des Aberglaubens. Sie sollte in dieser Nacht, der heiligen Nacht, den Frieden ihres Hauses verlassen und dem Unbekannten, dem ganz anders beschaffenen Geschöpfe

hinausfolgen in Wald und Berg, hinabsteigen in die Behausung des Gnomen, sich allein und unbeschützt fremden geheimnißvollen Gewalten überliefern? Im folgenden Augenblicke jedoch schon schämte sie sich dieser Regung. — Allein? — Wohnt Gottes Geist nur in den Tempeln aus Stein, begleitet er sie nicht überall hin, hat er nicht diese seltsamen Wesen so gut erschaffen wie sie selbst, duldet er sie nicht auf seiner Erde und gibt ihnen alles dessen sie bedürfen in gleicher Vaterliebe? — Und gebietet Gott nicht dem Menschen, beizustehen allen seinen Mitgeschöpfen, besonders den verlassenen und hülflosen? — Freilich, es war die heilige Nacht, und ein Gnom ein Ding, aus welchem man nichts zu machen wußte, aber das war kein Grund den Armen abzuweisen, den der Schmerz und die Sorge so bitter war wie ihr.

„Ich folge Dir, mein Männlein und will Euch beistehen so gut ich es kann.“

Freudig trippelte das Zwerglein voran, erst den Berg hinunter, dann eine Strecke weit durch den mächtigen Wald, bis es endlich in einem breiten Felsspalt verschwand und die gute Frau von der Asseburg sanft über Treppen und durch enge gewundene Gänge in die Tiefe des Berges leitete.

„Wir wohnen unterm Falkenstein und wollen da bleiben zu Deinem und der Deinigen Heil, solange die Burg Deinem Geschlechte zu eigen ist,“ sagte er feierlich.

Endlich schimmerte in der Ferne ein mattes Licht und bald darnach gelangten die Edelfrau und ihr

Führer in eine kleine Felsengrotte, wo auf dürftigem Mooslager ein winziges Weibchen ruhte.

Die gute Frau von der Asseburg erkannte bald, welche Hülfe hier noth that und bemühte sich solange um die Gnomenfrau, bis ein winziges Bübchen mit einem schon jetzt von eisgrauen Löckchen bedeckten Kopfe heil in ihren Armen lag.

„Es ist ein Söhnlein!“ rief sie mit freundlichem Lächeln.

Als der glückliche Vater dies hörte, begann er wie wahnsinnig vor Freude zu hüpfen und zu singen, dabei fortwährend auf die Felsen klopfend mit einem Stäbchen von glitzernden Metall. — Aber da wichen mit einem Male die Wände immer weiter zurück, sich zu einem herrlichen Saale weitend, der im Glanze von unzählbaren Lichtern erstrahlte und bald strömten von allen Seiten kleine trippelnde Gestalten, Männlein und Weiblein herbei, um dem neugeborenen Söhnchen des Königs Hachobrecht zu huldigen.

Und die Freude, die im Palaste des Gnomenkönigs herrschte! Wie sie sich alle drängten, den Königssproß zu sehen, wie sie ihn laut bewunderten und herzten und küßten, um dann der guten Frau von der Asseburg lachend zuzunicken, der ohnedies die Augen übergingen vor Rührung.

Dann kamen wieder andere Zwerglein, die auf silbernen Platten Kuchen und Wein, auf andern wieder Gold und köstliches Geschmeide brachten, die Edelfrau aber wies alle diese Gaben bescheiden zurück und sagte:

„Ich danke Euch für Euern guten Willen, liebe Kinder, aber ich stieg um Gottes- und Eurer selbst, nicht um des Lohnes willen zu Euch in den Berg herunter und die Freude, die mir Euer Glück bereitet, ist mir Belohnung genug.“

König Hachobrecht gebot seinem Völkchen abzustehen von weiterem Drängen und reichte der mildthätigen Frau drei gläserne Becher entgegen, in welchen je eine goldene Kugel lag.

„Diese Gabe darfst Du nicht zurückweisen, gute Frau von der Asseburg,“ sagte er, „scheinbar ist sie zwar von geringem Werthe, darum aber doch viel köstlicher als Gold und Edelsteine. Solange einer dieser Becher besteht und von Dir und Deinen Nachkommen in Ehren gehalten wird, ist Dein Geschlecht vor schwerem Unglück und Vernichtung bewahrt. Es wird von seinen Feinden gefürchtet, durch die Jahrhunderte blühen, immer neue Sprossen treibend, immer an Ehren und Macht gewinnend.“

Dankend nahm die gute Frau von der Asseburg den gläsernen Schatz entgegen und als sie sich von ihren kleinen Freunden verabschiedete, da brachte König Hachobrecht selbst sie wieder auf die Oberwelt zurück und bis zum Pförtchen ihrer Burg.

„Wenn Du meiner bedarfst, so stampfe dreimal mit dem Fuße auf den Boden und rufe jedesmal meinen Namen dabei. Du sollst nicht vergebens meiner harren.“

Und von diesem Tage an gelang den Asseburgern alles beinahe, was sie unternahmen; sie mehrten un-

aufhörlich ihren Besitz und stiegen stetig in der Gunst ihrer Kaiser. Von den kostbaren Bechern sind aber noch zwei vorhanden, die sorgsam aufbewahrt werden und dem noch immer blühenden Geschlechte der Grafen von der Asseburg eine lange und glückliche Zukunft verheißen.

Der eine dieser Becher befindet sich sogar in der Burg Falkenstein selbst, leider aber darf er nur denjenigen gezeigt werden, die vom Eigenthümer persönlich zur Besichtigung desselben ermächtigt sind. Wenn man ihn nun aber auch nicht mit eigenen Augen betrachten kann, so findet man doch in und um Falkenstein Leute genug, die bereit sind, die Geschichte von der guten Frau von der Asseburg und ihrem gläsernen Schatze zu erzählen.



6. Die Schallhöhle im Bodethal.

Während des dreißigjährigen Krieges, der so unsägliches Elend über ganz Deutschland brachte, geschah es einmal, daß auch die Bewohner von Thale in die benachbarten Wälder fliehen mußten, alle ihre unbewegliche Habe den rohen Kriegerhorden und den Schnapphähnen preisgebend, welche den Truppen überall hin auf dem Fuße nachfolgten und, sich die Verwirrung und den allgemeinen Schrecken zu Nutze machend, beinahe ebenso schlimm wirthschafteten als diese selbst.

Unter den Flüchtlingen befanden sich auch zwei junge Mädchen, welche jedoch mit den übrigen nicht fortzukommen vermochten, da sie eine altersschwache Großmutter bei sich hatten, die nur von ihnen gestützt sich langsam fortbewegen konnte und häufig ausruhen mußte. So hatten denn die drei Frauen natürlich sehr bald die eiligen Genossen aus den Augen verloren und irrten aufs Gerathewohl durch die unbekannten Gründe, bis sie nach langer, langer Wanderung endlich den Eingang zu einer geräumigen Höhle entdeckten, die ihnen sichern Schutz zu bieten versprach.

Gott aus tiefstem Herzensgrunde für die Auffindung dieser Zufluchtsstätte dankend, brachten sie die halbtodte Ahne an das äußerste Ende der tief in den Berg eindringenden Höhle, während sie selbst wieder in den Wald hinauseilten um Moos herbeizuholen, welches der alten Frau als Lagerstatt dienen sollte.

Wie groß aber war der Schrecken der hülflosen Frauen, als etwa in der Mitte der Nacht plötzlich heller Lichtschein die Höhle erleuchtete und gleich darnach zwei Männer mit brennenden Fackeln eintreten, die einen an den Händen gefesselten Greis an einen derben Strick hinter sich herschleppten, auf dessen Rücken sie wiederholt ihre knotigen Stöcke niedersausen ließen, unbekümmert um die Wehrufe des Bedauernswürdigen. Den Zuschauerinnen erstarrte das Blut bei diesem Anblicke und sie drückten sich so dicht als möglich in ihrem Winkel zusammen, welchen das Licht glücklicherweise nicht erreichte.

Die Schnapphähne, denn nur solche konnten es

sein, banden indessen ihrem Gefangenen auch die Füße zusammen, wobei sie es an Knüffen und Püffen wieder nicht fehlen ließen, trotzdem er ihrem Beginnen keinerlei Widerstand entgegensetzte. Dann aber machten sie es sich selbst bequem und schleppten von draußen allerei Mundvorräthe und sogar ein Fäßchen herbei, welches sofort angestochen wurde und dessen Erscheinen die Mädchen auf die Vermuthung brachte, daß die bösen Gesellen wohl einen Karren oder ein Lastthier mit sich führen müßten.

„Kinder, Kinder, was soll aus uns werden, wenn es ihnen einfällt bis nach hierher zu kommen?“ jammerte leise die Großmutter, vor Schrecken und Angst am ganzen Körper zitternd.

„Sie werden nicht kommen, Großmütterchen, wenn wir uns nicht selbst verrathen,“ wisperten die Mädchen obgleich sie selbst vor Furcht vergehen zu müssen glaubten. „Verhaltet Euch darum nur ganz stille. Ihr seht ja, sie richten sich zur sorglosen Mahlzeit ein.

Und so war es auch in der That. Die Wegelagerer oder was sie sonst sein mochten, ließen sich die geraubten Lebensmittel trefflich schmecken und als sie sich zur Genüge gesättigt hatten, begannen sie erst recht zu trinken und tolle Lieder zu singen, ohne nur ein einziges Mal nach dem alten Manne zu schauen, der wimmernd am Boden lag und vergebens einen kühlenden Trunk erflehte.

Die beiden Burschen mußten sich auch wirklich in vollständiger Sicherheit glauben, denn sie trafen nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln und tranken so lange

fort, bis einer nach dem andern berauscht zu Boden sank.

Die Mädchen athmeten erleichtert auf, als sie die beiden Spießgesellen regungslos liegen sahen und in höchster Spannung lauschten sie auf die tiefen schnarrenden Athemzüge, die bis in den Hintergrund der Höhle drangen. Hierauf flüsterten sie ein Weilchen zusammen, um sich endlich zur Großmutter zu wenden, deren Lippen leise Gebete murmelten.

„Wir müssen fliehen, Großmütterchen," flüsterte Bertha, die ältere der beiden. „Wenn diese Männer am hellen Tage erwachen, möchten sie uns am Ende doch bemerken und dann wären wir verloren."

„Wie können wir es, Kinder, da sie quer vor dem Eingange liegen?" stöhnte die alte Frau.

„Wir steigen über sie hinüber und weil Ihr dies doch wohl nicht fertig bringen würdet, so nehme ich Euch auf den Rücken. O, Ihr braucht nichts zu fürchten, Großmutter, ich bin stark und Ihr seid keine schwere Bürde," tröstete Traude.

Dann beriethen die Schwestern wieder ein Weilchen, worauf sich Bertha vorsichtig zu dem etwas abseits von den Männern liegenden Greise schlich und ihm durch allerlei Zeichen bedeutete, er möge ja keinen Laut von sich geben. Der Alte verstand ihre Geberden und schnell lösten ihre geschickten Finger die hemmenden Fesseln.

Inzwischen hatte Traude die Ahne auf den Rücken genommen, die angstvoll klagte:

„Wohin sollen wir uns wenden, wie so schnell fortkommen, daß uns die Unholde nicht einholen können, wenn sie sehen, daß ihr Gefangener verschwunden ist? Laßt uns Alten zurück, Kinder, und flüchtet allein."

„Wir haben vorhin ein Pferd wiehern hören, es wird Euch tragen, doch seid nun still."

Und vorsichtig jeden Schritt erwägend, mit stockendem Athem und stürmisch pochenden Herzen schritt Traude die Höhle entlang und stieg ohne ihn zu berühren, über einen der Trunkenen hinweg. Die kühleren Lüfte, die dem Anbrechen des Morgens voranzugehen pflegen, strichen über ihre brennende Stirn, aber die Gefahr war darum doch noch lange nicht vorüber. Bertha mit dem Gefangenen auf dem Rücken, den die ausgestandenen Mißhandlungen zu jeder selbstständigen Bewegung unfähig machten, hatte noch das gleiche Wagniß zu bestehen und dann galt es aus der Nähe der Höhle zu entkommen, wo die Männer jeden Augenblick erwachen konnten.

Keuchend gelangte endlich auch die Schwester ins Freie und noch lagen die Berauschten in todesähnlichem Schlafe. Trotzdem durften sie nicht säumen und hastig suchten die Mädchen die nähere Umgebung nach dem Pferde ab, dessen Wiehern sie zu wiederholten Malen vernommen hatten. — Ah, da stand es, an einen Baum gebunden, den Rücken mit einem Korbe beladen, den Kopf zur Erde gesenkt.

Flink kehrten die tapfern Kinder zurück und als jede sich von neuem mit ihrer Bürde beladen hatte, trugen sie die beiden Alten, so rasch es gehen wollte

zu dem Pferde hin, auf dessen Rücken sie ihnen einen sichern Sitz bereiteten.

„Und nun in Gottes Namen vorwärts!“ sagte die ältere Schwester, den Zügel erfassend und das Thier in den Wald lenkend, auf dessen weichem Moosboden der Hufschlag nicht so hörbar wurde.

Wohl an zwei Stunden ging es in dieser Weise eilig vorwärts, ohne daß sich die Mädchen auch nur eine sekundenlange Ruhe gegönnt hätten, bis sie endlich eine Heerstraße erreichten und auf dieser mit einer Anzahl Flüchtiger zusammentrafen, die sie nun auf dem Rückwege nach ihrem Heimathsorte befanden, in welchem sich die durchziehenden Kriegsschaaren nicht aufgehalten hatten.

Wie nun die höchste Gefahr glücklich abgewendet war und die alten Leute sich auch ein wenig gestärkt hatten, umarmte der Greis seine muthigen Retterinnen und erzählte, daß er ein wohlhabender Bürger aus Quedlinburg sei und sammt seinem Pferde, demselben auf welchen er nun mit der Ahne ritt, von den gottvergessenen Schapphähnen aufgegriffen, beraubt, mißhandelt und nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten nach der Höhle geschleppt wurde, wo sich die opferwilligen Mädchen seiner Noth erbarmt hatten. Er sei, nichts Schlimmes ahnend, wenige Tage zuvor von Ilfeld aufgebrochen und würde wohl die Heimath nimmer wiedergesehen haben ohne das Schwesterpaar, welches ihn nun zum Lohne für so edle That nach Quedlinburg begleiten müsse.

„Wir danken Euch für dieses Anerbieten, guter

Herr, aber wir können die Ahne nicht verlassen, die niemanden als uns hat, sie zu ernähren und zu pflegen," sprachen die Schwestern.

Ich biete der Ahne eine Heimath in meinem Hause wie ich sie Euch biete. Ich bin ein einsamer Mann und Ihr sollt meine Töchter sein," sagte er.

So kamen die beiden Mädchen mit ihrer Großmutter nach Quedlinburg, wo sie ob des bewiesenen Muthes und ob ihrer Selbstlosigkeit hoch geehrt wurden und bald als die treuen Hausfrauen ehrsamer Bürger ein neues Leben begannen.



7. Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Um die Mitte des achten Jahrhunderts, als der heilige Bonifazius, der Apostel der Deutschen, im Harzgebiete predigte und taufte, kam er einstmals auch in jene Gegend, in welcher heute das Dorf Scharzfeld steht. Der heilige Mann kannte nämlich den starren Sinn seiner Germanen, ihre Liebe zu dem Altgewohnten und Althergebrachten, die zähe Treue, mit welcher sie an den alten Göttern hingen, die sie seit der grauen Vorzeit in den Kampf geführt und ihre Fluren beschützt hatten, viel zu genau, um ihnen nicht unerschrocken bis in ihre letzten, ihre entlegentsten Schlupfwinkel nachzuspüren, in der Hoffnung, sie durch die Macht seiner Rede daraus zu vertreiben. Er wußte, daß es

noch gar viele gab, die offen oder geheim der neuen Lehre widerstrebten und die sich auf die unzugänglichsten Höhen flüchteten, um dort ungesehen und ungestört ihre Opferfeste abzuhalten und darum drang er nicht selten bis tief hinein in den damals noch unwirthlichen Innerharz.

So kam denn Bonifazius eines Tages auch in jene Gegend und er hatte gerade den richtigen Augenblick erwählt, denn als er sich der Anhöhe näherte, von welcher aus man in die noch immer vorhandene und zugängliche Steinkirche gelangt, erblickte er auf derselben zahlreiche Gestalten, die sich um ein flammendes Feuer herumbewegten, dessen Qualm schwer und schwarz gen Himmel stieg. Der Heilige wußte sofort woran er war und ohne eine Minute zu verlieren, eilte er die Höhe hinan und trat allein und unbewehrt in den Kreis der Opfernden, unter welchen er gar manchen neuen Christen erkannte.

Eine kurze Frist standen die Heiden schweigend, mit finstern Mienen den wohlbekannten Mann betrachtend, der so plötzlich vor ihnen erschien, als wäre er aus dem Innern der Erde heraufgestiegen, und der kummervoll auf den Blutstrom zu Füßen des aus rohen Feldsteinen errichteten Altars und auf die Schlachtopfer wies, die noch zuckend am Boden lagen.

„Was willst Du hier, Unvorsichtiger, weshalb begiebst Du Dich in den Kreis von Männern, von denen kein einziger Dir und Deinem Gotte hold gesinnt ist?“ frug ein riesenstarker Mann, der, die Streit-

axt in der einen, das Opfermesser in der andern Hand, mit drohender Geberde auf ihn zutrat.

„Was ich hier will, Ihr wißt es so gut, Männer, als Ihr wißt, daß ich den Tod nicht fürchte, der mir jeden Augenblick nahe ist. Wenn ich mein armseliges Leben verliere in der Ausübung meines gottverliehenen Amtes, was verliere ich da? — Ich tausche diese Erde, so reich an Schmerzen und an Sünde gegen den Himmel, den Anblick der Menschen gegen den meines Gottes, des Herrn der Schöpfung ein!" erwiderte der Apostel mit einem Lächeln der Begeisterung. „Wahrlich, meine Freunde, ich würde den Tod, die Erlösung der Seele aus hemmenden Banden, inbrünstig erflehen, wäre meine Aufgabe vollbracht, wären Eure Seelen dem Himmel gesichert; ehe dies geschehen ist, möchte ich freilich nicht von hinnen scheiden, denn ich liebe Euch, als wäret Ihr meine Brüder."

„Wenn Du uns liebst, so lasse uns und unsere Götter, die Hohen, die Unsterblichen, in Frieden!" rief sein Gegner zornig.

„Höre mich an, Freund, und beantworte ehrlich meine Frage," sagte hierauf der Apostel. „Wenn Du Deinen Bruder oder einen Freund, der Dir sehr lieb ist, in größter Gefahr schweben sähest und er weigerte sich aus derselben befreien zu lassen, würdest Du ihn da nicht wider Willen, mit Gefahr Deines eigenen Lebens retten? —"

„Laß' den Mann in Ruhe, Fridbert," gebot ein Jüngling von edler Gestalt, an dessen Haltung und Waffen die fürstliche Abstammung zu erkennen war.

„Er ist ein Thor und besitzt keine Waffen, sich gegen einen Angreifer zu wehren und darum geziemt es Männern und Helden nicht, ihn anzugreifen.“

Diese Rede fand der Männer Beifall, nicht einer widersprach und Fridbert mußte dem unwillkommenen Befehl gehorchen.

„Du hast weise gesprochen, Ermenreich,“ bemerkte ein Greis aus den Reihen tretend, „und wir wollen diesem Manne kein Leid zufügen, zumal er auch schon manches gute unter uns gewirkt hat und auch mancherlei heilsame Kenntnisse besitzt. Es sei ihm nicht vergessen, daß er unsere Kranken heilte, unsere Hungernden speiste und uns allen nützliche Dinge lehrt. Frei sei er zu reden, wie es ihm gut dünkt, frei seien wir seiner Rede zu achten oder nicht zu achten, je nach Meinung und Wille. Nicht zu tadeln ist Derjenige, der mit dem Munde für seinen Gott und seinen Glauben wirbt, sondern jene, die mit dem Schwerte bekehren.“

Wieder erhob sich beifälliges Gemurmel und Bonifazius, dieses Sieges froh, begann eindringlich zu den Männern zu reden, ihnen die Verwerflichkeit ihrer Opfergebräuche vorzustellen und ihnen von neuem wieder die Lehre seines Herrn zu verkünden.

Wohl brachten seine Worte einen tiefen Eindruck auf die rauhen Helden hervor, doch schüttelten viele den Kopf dazu, denn sie klangen so fremd und seltsam. Ein Gott, der keine Opfer, sondern nur Liebe verlangte; der ein reines Herz, einen demüthigen Sinn höher stellte, als kriegerischen Muth und Heldenthaten,

das konnte ihrer Meinung nach kein mächtiger Gott sein, sie verstanden ihn nicht und hatten kein Vertrauen zu ihm.

St. Bonifazius las in den Seelen seiner Zuhörer, wie in einem Buche und mit seiner milden Stimme rief er ihnen zu:

„Ihr zweifelt, Ihr glaubt mir noch immer nicht? — Gut, ich will Euch zeigen, was mein Gott vermag, daß er mächtiger ist als alle Eure alten Götter zusammengenommen. — Ihr seht diesen Felsen da vor Euch, der so hart ist, daß die Axt an ihm machtlos abprallt? — Nun, wer von Euch unternimmt es, sich einen Weg zu bahnen in sein Inneres noch in dieser Stunde?"

Keiner der Männer antwortete, bis endlich Fridbert vortrat und höhnisch rief:

„Was Du verlangst, kann kein Mann vollbringen und wäre er auch der Stärkste, den die Erde trägt."

„Gib mir Deine Axt, Fridbert," sagte darauf der Apostel einfach und trat mit diesem Werkzeuge gerüstet an den Felsen heran.

Lautlose Stille herrschte im Kreise der Männer und unverwandt hielten sie die Blicke auf den frommen Mann gerichtet.

Da sauste die schwere Axt von Holz nieder und zugleich flog ein ungeheures Stück vom Felsen, als wäre er nur ein Erdhaufen, der dem Werkzeuge keinen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Rasch folgte Schlag auf Schlag, schon bildete sich ein Gang, in welchem der Apostel verschwand, gefolgt von den sprachlosen

Männern. Doch er ließ es nicht dabei bewenden und ruhte nicht eher aus von dem übermenschlichen Werke, als bis er den Felsen zu einer Höhle umgewandelt und aus dem spröden Gestein eine Kanzel herausgehauen hatte, die noch heute zu sehen sind.

Nun aber war auch der Widerstand der Männer und ihre Zweifel gebrochen. — Sie warfen sich vor dem heiligen Bonifazius auf die Kniee nieder und riefen einstimmig:

„Ja, Herr, Dein Gott ist der Mächtigste, er hat Dir die Kraft verliehen, vor unsern Augen ein Werk zu vollbringen, welches keinem gewöhnlichen Manne gelungen wäre. Wir wollen Christen werden, und den Gott ehren, der Dich zu uns gesandt hat, uns sein Wort zu verkünden.“

Und sofort versammelten sich die Männer um den Apostel, setzten ihn an die Spitze des Zuges, als es abwärts zur nahen Ocker ging, wo er sie ohne Verzug aufnehmen mußte in den Bund der Christenheit. Selbst Fridbert empfing die Taufe.



8. Der Untergang der Ilsenburg.

Mitten im lieblichen Thale der Ilse, deren krystallhelle Wasser es muthwillig und oft sich überstürzend durcheilen, erhebt sich steil und unvermittelt ein gewaltiger Granitkegel, dessen Scheitel ein großes Kreuz

aus Eisen schmückt. Es ist der sagenumwobene Ilsenstein, auf dessen abgeplattetem Gipfel, der heute kaum dem Menschenfuße mehr sichern Stand gewährt, sich einst eine prächtige Königsburg erhoben hat.

Dort oben wohnte nämlich der mächtige Heidenkönig Ilsung mit seinem zauberschönen Kinde, der goldhaarigen Prinzessin Ilse. Damals sprach man ringsum nur von den Schätzen des Königs und von der unbeschreiblichen Schönheit der jugendlichen Prinzessin, deren Ruf sich immer weiter durch die Lande verbreitete, so daß die Fürstensöhne und Ritter aus den fernsten Gauen herbeikamen, um ihre Gunst zu werben.

Unweit vom Ilsenstein lebte der herrlichen Maid jedoch eine bitterböse Feindin, Amalgunda, die mißgestaltete Tochter einer weit und breit gefürchteten Zauberin, die den Menschen Kummer und Leid zufügte, wo sie es nur konnte. Ilsung wußte wohl, wie gefährliche Nachbarn ihm die beiden Weiber waren, wie Neid und Groll an ihren Herzen fraß, wenn sie die stattliche Freierschar zum Ilsensteine wallen sahen, wenn sie alle vorüberzogen, einer nach dem andern, eilig und wie von Abscheu ergriffen, das Haupt zur Seite wendend, wenn zufällig sein Blick auf Amalgunden fiel, die sich vergeblich mit dem kostbarsten Geschmeide behing. Wohl reizte es den König zum Lachen, wenn er die Künste und die Kniffe sah, welche die Hexe und ihr Kind anwandten, um nur einen der Waller an sich zu fesseln, ohne daß es ihnen gelingen wollte, aber die Sorge um seines Kindes Wohl stimmte ihn gleich wieder ernst und im Stillen wünschte er, Ilse

möchte doch endlich einmal eine Wahl treffen, damit es stiller würde im Thale und der Zorn der wüthenden Weiber nicht stets neue Nahrung erhielte.

Die schalkhafte Ilse schien es indessen nicht eilig zu haben, es gefiel ihr wohl, so umworben zu werden, leider aber gefiel ihr keiner von jenen, die sie umwarben und wenn einer der edeln Recken süße Reden herzusagen begann, so lachte sie ihm ins Gesicht und sprang so muthwillig davon, wie das Flüßchen drunten im Thale, welches ihren Namen trägt.

Eines Tages jedoch kam es anders. Ein junger Frankenritter, edel und anmuthig von Gestalt und Antlitz, ein „kindisches Zwerglein," wie die neiderfüllten Recken ihn höhnend nannten, war auf der Burg erschienen und seine dunkeln Augen, sein zierliches Gehaben und sein sangeskundiger Mund, hatten die liebliche Ilse bezwungen und unter dem süßen Klange der Lieder erblühte in ihrem Herzen die Wunderblume, Liebe genannt.

„Willst Du mich vermählt und glücklich sehen, Vater Ilsung, so gib mir Roland zum Gemahl!" sprach Ilse, das verwöhnte Kind, kühn vor den König hintretend, der sie ansah voll starren Erstaunens.

„Was fällt Dir ein, thörichtes Kind," ruft er endlich ärgerlich, „einen Christen willst Du freien, einen Mann, der Deiner Götter lacht, wo hier so viele der edeln Recken nur Deines Winkes harren?"

Ilse lachte jedoch nur auf und schüttelte fröhlich die blonde Haarfluth, als sie gewandt auf die Knie

des riesengroßen Königs sprang und schmeichelnd seinen Hals umfing.

„Was sollen mir Deine Recken, guter Vater Ilsung? Sie passen nicht zu mir und ich will keinen Gemahl, der mich in seinen Armen wiegen kann wie ein kleines Kind. Hörst Du, ich will nicht, ich will nicht!“ und übermüthig lachend, stampfte sie mit den zierlichen Füßchen des Königs Kniee.

„Und der Christ, will er denn das kleine Heidenkind?“

„Ich werde auch eine Christin!“

Dies war aber dem König doch zu viel; seine gewaltigen Hände umfaßten Ilsen's zierlichen Leib und setzten sie auf den Boden nieder, worauf er zu toben und zu zürnen begann, daß man seine Stimme im ganzen Schlosse vernahm und die Diener sich bestürzt frugen, wem dieses Ungewitter wohl gelten möchte.

Der schönen Ilse war dies aber gerade recht, denn sie kannte den Vater und wußte, daß sie nach einem solchen Sturm erst recht alles von ihm erlangen konnte, was sie wollte.

So geschah es auch diesmal. Als Ilse erst die Thränen zu Hülfe rief, da war es um den starken Ilsung geschehen, er versprach alles, was sie begehrte und es fehlte nicht viel, so hätte er mit ihr geweint, obgleich eines Recken Auge gewöhnlich schon zeitig das Weinen verlernt.

So laut man nun auf der Ilsenburg jubelte und sich freute, als die Verlobung der geliebten Prinzessin bekannt wurde, so sehr tobten und schmähten Amalgunda

und ihre Mutter bei dem Bekanntwerden dieser Kunde. Jeden andern Gemahl würde das mißgestaltete Geschöpf der schönen Königstochter noch gegönnt haben, doch den Ritter Roland, nach dessen Besitz sie glühend verlangte, den durfte sie nimmermehr ihr eigen nennen.

„Nein, Mutter, es darf nicht geschehen, vernichte sie, vernichte den König, thue was Du willst, nur verhindere das Entsetzliche oder ich zerfleische mit den eigenen Händen mein Herz!“ heulte das gräuliche Weib, sich vor Wuth und Schmerzen bäumend.

„Sei ruhig, Amalgunda, mein Püppchen, sie soll Deinen Roland nicht besitzen, die abscheuliche Schlange!“ tröstete die alte Sigelind, die trotz ihrer Niedertracht den Schmerz der Tochter so lebhaft empfand als wühlte er in ihrem eigenen Herzen.

Sie stieß einen eigenartigen gellenden Pfiff aus und sogleich wurde es im Palaste lebendig. Aus allen Winkeln, aus allen Ecken kamen Zwerglein hervor und es begann eine lange Berathung.

„Wenn morgen beim ersten Sonnenstrahl die Ilsenburg mit allen ihren Bewohnern spurlos verschwunden ist, so gebe ich euch den Schatz, der in diesem Palaste verborgen ist. Doch dem fremden Frankenritter, dem edeln Roland, darf auch nicht das kleinste Leid widerfahren.“

Die Zwerglein waren das wohl zufrieden und als die Dunkelheit einbrach, zogen sie in langen Reihen gegen den Ilsenstein.

In der Burg lagen alle schon in tiefem Schlafe, als es unter ihren Füßen gar sonderbar zu pochen und

zu hämmern begann, immer lauter, immer anhaltender und zuweilen war es, wie wenn sich im Innern des Felsens ein riesiger Block ablösen und mit dumpfem Donnerrollen in einen Abgrund kollern würde, wobei jedesmal Schloß und Felsen in ihren Grundfesten erbebten. Die Schläfer aber hörten und fühlten nichts, denn Sigelinde hatte schweren Zauberbann auf sie gelegt, damit sie nicht rechtzeitig fliehen und sich retten möchten.

Ein Lächeln auf den Lippen lag Roland träumend da, als winzige Fingerchen über sein Gesicht strichen und er erstaunt vom Lager fuhr.

Neben ihm stand ein Zwerglein und sah ihn freundlich grinsend an.

„Hurtig, Herr Roland, wenn es Euch gefällt,“ ließ sich ein feines Stimmchen vernehmen, „das Schloß und seine Bewohner sind dem Untergange geweiht, nur Euch will ein gütig Frauenherz vor grausem Schicksale bewahren. Folgt mir, ich bringe Euch unversehrt ins Freie.“

Schauerlich toste und grollte es im Innern der Erde, so daß Roland entsetzensbleich davonstürzte, dem wankenden Thurm zu, in welchem seine holde Ilse wohnte.

„Wohin, Verblendeter?“ keuchte der Zwerg hinter ihm drein.

„Zu meiner Ilse!“

„Dort wartet Deiner sicheres Verderben — ich kann nur Dich allein ins Freie bringen.“

„Dann mache, daß Du fort kommst, ihr Geschick soll das meinige sein!“

Vergebens drängte das Zwerglein, Roland stürmte unaufhaltsam fort, bis er das Thurmgemach erreicht hatte, in welchem die liebliche Braut süß schlummernd ruhte.

Mit kräftigem Arm sie in die Höhe reißend, wandte sich Roland zur Flucht — doch schon war es zu spät. Von allen Seiten krachten Mauerstücke und geborstene Balken hernieder, der Fußboden spaltete sich, gurgelnde Wasser drangen, alle Räume füllend durch ihn herein, dann noch ein furchtbarer Krach und das zusammenbrechende Schloß sank in den Schlund des Berges hinab, der sich in der Mitte gespalten hatte.

Roland stieß einen gellenden Schrei aus und preßte die Braut fester an sich, im selben Augenblick aber entglitt ihm die süße Last und gleich darauf sah er sie in den Armen einer lichtumflossenen Frau, die stolz und ruhig auf den wildbrausenden Wassern stand, die sich ungeduldig nach der Richtung zuwälzten, wo heute die Ilse fließt.

Ilse's Pathin, eine mächtige Wasserfee, hatte sie gerettet.



9. Prinzessin Ilse.

Längst ist die alte Ilsenburg mit all' ihren Schätzen und Herrlichkeiten wie mit allen denen, die in ihr lebten, hinabgesunken in den Schlund der empörten Erde und selbst der Felsen, auf welchem sie sich einst erhob, hat seine Gestalt verändert. Er hat sich in zwei Theile getrennt, die heute weit von einander entfernt stehen und das Schloß, daß sich heute malerisch auf kühnem Felsvorsprunge erhebt, hat nichts mit der lieblichen Prinzessin gemein, trotzdem sie ihm ihren Namen gegeben hat.

Tief unten aber im Bauche der Erde, unterhalb des Ilsensteins, wallen und wogen blaue Fluthen und in ihrer Mitte erhebt sich ein krystallener Palast, wie es keinen schöneren auf der Erde gibt. Die Mauern der weiten Säle, die hochgewölbten Decken und die spiegelglatten Fußböden, sie alle bestehen aus durchsichtigem glänzenden Krystall und auf einem blinkenden Thron sitzt ein goldhaariges zierliches Weib, auf dessen ewig jungen Wangen unvergängliche Rosen blühen.

Wasserjungfern und Zwergleiu umtanzen die schöne Gebieterin, welche die mächtigste Wasserfee dieser Gegend, die Königin aller Harzgewässer, hier als Herrin und Fürstin eingesetzt hat.

So herrlich und lustig es im Krystallpalaste aber auch zugeht, zuweilen überkommt die Prinzessin Ilse doch die Erinnerung an ihr kurzes Erden- und Liebesleben, an die grünen Wiesen, an die kühlen Wälder,

die ihre flinken Füßchen so behende durcheilt und dann verzieht sich der rosige Mund zu betrübtem Gähnen. Weder der Gesang noch die Schmeicheleien ihrer Gespielinnen, weder die possirlichen Sprünge noch die Grimassen der Zwerglein vermögen dann ihren trüben Sinn zu wenden und wenn sie es endlich da unten im schimmernden Palaste gar nicht mehr aushält, steigt sie an die Erdoberfläche, wochenlang oft die geliebten Thäler und Berge durcheilend, ohne nur einmal in ihr Reich zurückzukehren. Jauchzend wie ein muthwilliges Kind springt die schöne Ilse mit dem flüchtigen Reh durch die Wälder, ein andermal stürzt sie sich kopfüber in die sonnenwarmen Fluthen der Ilse oder sie steht in mondhellen Nächten betrübt am hohen Ilsenstein, neues Glück, neue Liebeslust ersehnend. In der ewig jungen Brust schlägt das Herz so warm wie es einst für Roland, den edeln Frankenjüngling geschlagen hatte und heiß verlangt es nach einem andern Herzen, welches sich ihm in Lieb' und Treue zu eigen geben will.

Viele hundert Jahre sind es, da stand einst im Dämmerlicht des Abends ein hochgemuther Fürst am Söller der stolzen Kaiserburg, der neuen Ilsenburg, und sah träumend hinaus ins Thal und hinüber zum Ilsenstein.

Da klang es wie leise bestrickende Harfentöne zu ihm herauf, ungestümer spielte der Nachtwind mit dem wehenden Federbusch auf dem blinkenden Helm und mit einem Male tauchte auf der Höhe des Ilsensteins eine weiße duftige Gestalt auf, die ihm sehnsüchtig zu

winken schien. Da beleuchtete der senkrecht über dem Felsen stehende Mond hell die räthselvolle Erscheinung und der Jüngling erblickte zwei schneeige Arme, die sich ihm entgegenstreckten, langes flatterndes Haar und einen blitzenden Juwelenreif oberhalb der Stirne.

Da wurde dem jungen Heinrich ganz eigen zu Sinn und wie ein altes, halbvergessenes Lied aus früher Kindheit Tagen erwachte die Mähr von der schönen Prinzessin Ilse im Ilsenstein in ihm zu neuem Leben. Was sich wie ein Ammenmärchen angehört, konnte es denn Wahrheit sein?

Da wendet er den Blick neuerdings in die Ferne uud sieht, wie die lichtvolle Gestalt näher und näher heranschwebt, als trügen sie die Lüfte.

Nun duldet es auch ihn 'nicht länger mehr an dieser Stelle. Er stürmt die Treppe hinab, fortgerissen von einer unbekannten, aber unbezwinglichen Macht, und als er hinaustritt aus der Schloßpforte, da umschlingen weiche warme Arme liebkosend seinen Hals und ein reiner duftiger Odem streicht über ihn hin.

„Ich bin Ilse und wohne dort unten im Ilsenstein, in einem Palast aus Krystall!“ flüsterte eine süße Stimme.

Heinrich weiß nicht, wie ihm wird, ist es Schauder oder namenlose Wonne, die ihm Mark und Bein durchdringt? Doch fester schlingt sich sein Arm um den blühenden Leib.

„Warum bebst Du an meiner Brust, die alle Wunden heilt, die Frieden gießt auch in das bewegteste

Herz? — Ich bin das Glück, ich bin die Liebe und ein gottgeborenes Geschöpf wie Du! — Sehnst Du Dich nach reiner Lust und Freude, in die kein bitterer Tropfen fällt, komm' in meinen Palast; kehrst Du wund aus heißer Schlacht zurück, fliehst Du seelenmüde die Welt der Schmeichler und der Heuchler, komm' in meinen Palast, in welchem der lautre Born ewiger Wahrheit quillt! Ein hoher Herr ist ein armer Herr zuweilen und doppelt bedarf er meiner in den Stunden der Müdigkeit und des Ekels."

„Bist Du Wirklichkeit oder nur ein schöner, schöner Traum, Ilse?" fragte Heinrich voll Begeisterung. „Was Du mir bietest —"

„Sind nur armselige Gaben für einen mächtigen Fürsten gleich Dir! — Und doch, weise sie nicht zurück, wenn Du Dich liebst! — Ich bin nicht anspruchsvoll, ich verlange nicht Dein ganzes Herz, nicht alle Deine Zeit. Du sollst nur kommen, wenn die Stimme Deines Innern Dich zu mir treibt und Du sollst wieder von hinnen ziehen, wenn Weltlust und Leidenschaft Dich erfassen. Mein Haus, der Urquell des Lebens, ist jederzeit zu Deinem Empfange bereit; ich werde Dich nicht fragen von wo Du kommst, nicht wohin Du gehst. Alles was ich von Dir verlange, ist ein Körnlein Liebe, denn nur denjenigen, der mich liebt, vermag ich zu trösten und zu erquicken, nur er sieht mich ganz so wie ich bin, ergründet die Tiefen meines Wesens!" weint und lacht es an seiner Brust.

„Wie, Du, die Du so viel giebst, begnügst Dich mit so geringer Gegengabe?" erwiderte der fürstliche

Jüngling verwundert. — „Nein, nein, meine Ilse, rückhaltslos will ich mich Dir geben, ganz sollst Du mich besitzen und ungetheilt. Nur wenn die Pflichten meines Amtes mich an eine andere Stelle rufen, werde ich von Dir scheiden, Du Zauberhafte, doch jede freie Stunde bleibt Dir geweiht."

Heinrich hielt treu das gegebene Wort, immer wieder kehrte er nach dem urdeutschen Harz zurück und wo immer er weilen mochte, gedachte er in Sehnsucht der goldhaarigen Freudenspenderin Ilse, der schönen Harzprinzessin, die sein Herz gestohlen hatte und es gefesselt hielt in ihrem Palaste von Krystall unter dem romantischen Ilsenstein.

Und nun Glückauf, Harzwanderer! ist Deine Seele rein, Dein Geist gesammelt und Dein Auge offen, so begegnet wohl auch Dir die schöne Prinzessin Ilse in den lieblichen Gründen des Ilsethals und entzündet in Deinem Herzen eine Liebe, die Dich stärkt und erhebt wie keine andere in dieser Welt.



10. Die Hexengroßmutter.

Ungeachtet des grauen Dämmerlichtes, welches zwischen den Bäumen zu weben begann, schritt die blonde Jtha immer tiefer in den Wald hinein, die heilsamen Kräuter zu suchen, welche sie sorgfältig in ihrem Handkörbchen barg. Endlich schickte sie sich aber doch zum Heimgehen an, den ndie Nacht wurde so

dunkel, daß sie die feinen Gräser und Blättchen nicht mehr von einander zu unterscheiden vermochte und ein längeres Verweilen zwecklos erschien.

Itha hatte jedoch kaum hundert Schritte zurückgelegt, als ein bleicher Strahl durch die Wipfel brach und sich wie ein Silberstreif über ihren Pfad legte. Der Mond war also schon aufgegangen und nun fiel der Jungfrau ein, daß im Mondenschein gebrochene Kräuter eine ganz besondere Heilkraft besitzen, wenn man die richtigen Zaubersprüchlein weiß, die beim Einsammeln gesagt werden müssen. Und ob zwar Itha die Tochter einer frommen Neuchristin, einer Wittwe war, die am Rande des Waldes in einer kleinen Holzhütte wohnte, so wußte sie diese Sprüchlein doch ebenso gut wie ein unverfälschtes Heidenkind und glaubte auch nicht weniger als ein solches an die ihnen innewohnende Macht.

So begann denn das Suchen und Pflücken von neuem und sogar noch eifriger als zuvor. So oft aber ihre Finger ein Kräutlein aus dem Boden rissen, murmelten ihre Lippen seltsame Worte dazu, wie es bei ihrem Volke von Alters her Brauch und Sitte war. Wie sich aber Itha wieder einmal am Fuße eines mächtigen Baumes niederbeugte, leuchteten ihr plötzlich aus einem unfernen Busche zwei große, gelb leuchtende Augen entgegen, die so rund waren wie die einer Eule. Mit einem Schreckensruf fuhr sie zurück und lief auf gut Glück in den Wald hinein, nur von dem Wunsche beseelt, diesen schrecklichen Augen zu entrinnen.

Erst als sie schon eine ziemliche Strecke weit gelaufen war, blieb sie athemlos stehen und sah scheu zurück. Der Mond strahlte sein Licht hell und glänzend auf eine Waldblöße aus und Itha sah ein schwarzes Thier von katzenähnlicher Gestalt, doch viel größer als eine Katze, in wilden Sprüngen über dieselbe einherfliegen, wobei es schauerlich klagende Töne ausstieß.

Itha setzte sich von neuem in Lauf, aber sie fühlte, wie ihr die Katze, oder was es sonst sein mochte, dicht auf den Fersen blieb und ganz deutlich vernahm sie eine heisere Stimme in ihrem Rücken, die ihr zurief:

„Fürchte Dich doch nicht, Jungfrau, ich will Dir ja kein Leid zufügen, sondern Dir nur die Kräutlein nennen, mit deren Hülfe nur Du Helferich, Deinen Liebsten, für alle Zeit an Dich fesseln kannst.“

Diese Kräutlein hätte Itha freilich gar zu gern gekannt, denn obschon sie dem jungen Helferich bereits schon manches Zauber- und Liebestränklein gereicht hatte, war sein Sinn bisher doch ein unstäter geblieben und immer wieder zog es ihn in die Ferne, wo es allerlei Abenteuer zu bestehen gab. Dennoch widerstand sie der Lockung, denn die gelblichen Augen hatten einen so boshaften Ausdruck, daß sie nur einem bösen Geiste angehören konnten, der ihr ein Falle stellen wollte.

Nun aber kam das Thier dicht an ihre Seite und wiederholte immer die gleichen Worte und als sie es voller Entsetzen ansah, da wurde es mit einem Male klar in ihrem Geiste, und sie wußte, daß sie

niemand andern vor sich haben konnte als Watelinde, die zuweilen die Gestalt einer schwarzen Riesenkatze annahm und allgemein die Hexengroßmutter genannt wurde. Es gab nämlich weit und breit in diesen Bergen kein bösartigeres Wesen als Watelinde, die alle Hexentänze und Versammlungen anführte und mit Vorliebe reine Jungfrauen durch allerlei schöne Versprechungen an sich lockte, um ihren Zauber über sie werfen und ebenfalls Hexen aus ihnen machen zu können.

Itha lief nun noch viel schneller, immer hoffend, sie würde an das Ende des Waldes gelangen, denn in ihrer Angst und Verwirrung bemerkte sie nicht, daß sie eine falsche Richtung eingeschlagen hatte und sich mehr und mehr von der Heimath entfernte.

„So, Jungfrau," hohnlachte mit einem Male die Katze, deren Körper jetzt Tausende feuriger Funken aussprühte, „jetzt bist Du eingetreten in meinen Zauberkreis und hier kann ich mit Dir machen was ich will."

Und die Katze verwandelte sich mit einem Schlage in ein hageres altes Weib, über dessen fratzenhaftes Gesicht graue Haarsträhne wirr niederhingen, dessen triefende Glotzaugen Itha wild anstierten, während aus dem schiefgezogenen Riesenmund kleine blaue Flammen zuckten, sobald sie ihn öffnete. Und kaum, daß sich diese Verwandlung vollzogen hatte, faßte das grauenhafte Weib der Jungfrau langes Haar, um sie mit sich fortzuziehen.

In diesem bangen Augenblicke erinnerte sich jedoch Itha der frommen Lehren ihrer Mutter, aller der

Wunder, von denen sie ihr erzählt und Watelinde von sich schleudernd, rief sie, sich mit der andern Hand bekreuzend:

„Herr, stehe meiner armen Seele bei!"

Da begann es gewaltig die Bäume zu erfassen, daß sie sich stöhnend und klagend zur Erde beugten, die Luft erfüllte wildes Brausen, ein greller Blitz, gefolgt von einem entsetzlichen Schlage fuhr hernieder, einen nahen Felsen treffend, und Itha sah, wie die böse Watelinde emporgehoben und von einer unsichtbaren Hand an diesen Felsen geschleudert wurde, wo sie selbst zu Stein erstarrte. Dieser Felsen aber trägt heute noch die Bezeichnung:

„Hexengroßmutter!"



11. Hasselfelde.

Das der heiligen Gertrud geweihte Frauenkloster in Hasselfelde, von welchem heute nicht die schwächsten Spuren mehr zu entdecken sind, zählte zu den ersten Klöstern, die im Harzwalde gegründet wurden und erfreute sich weit und breit des höchsten Ansehens. Seine frommen Bewohnerinnen lebten nämlich nicht nur so streng und kärglich, wie es die Regel vorschrieb, sondern, durchdrungen von christlicher Liebe und ihrer hohen Aufgabe stifteten sie auch unermündlich Gutes, was namentlich den rauhen Bergleuten zum Heil ge-

reichte, die zu vielen Hunderten in den Silber- und Kupferbergwerken von Hasselfelde ihe tägliches Brot gewannen.

So ging lange Zeit alles gut und die Nonnen wie die Bergknappen waren einander froh, da sie sich gegenseitig schützten und halfen wo es nur anging. Drohte dem Kloster irgend eine Gefahr, so waren die kühnen Gesellen sofort bei der Hand, jedes Ungemach von den Frauen fernzuhalten und ihr Eigenthum zu schützen; befanden sie sich dagegen in Leibes- oder Seelennoth, so nahmen sie ungescheut ihre Zuflucht zu den mildthätigen Jüngerinnen der heiligen Gertrud, die sich stets bereit fanden, ihnen beizustehen mit Wort und That.

Eines Tages nun fügte es das Schicksal, daß der hohe Ruf, den ihr heilsames Walten, den Gertrudis Schwestern eingetragen hatte, auch in einem frommen Mägdelein, der Tochter eines Knappenmeisters, den Entschluß zur Reife brachte, der Welt zu entsagen und sich aufnehmen zu lassen in diese heilige Frauengemeinde. Emma's hohe Tugenden und strenge Sittsamkeit waren so bekannt, daß die Mutter Priorin ihrem Wunsche unbedenklich willfahrte und einen nahen Tag bestimmte, an welchem sie als Novize in das Kloster eintreten sollte.

Freudig kehrte Emma heim, den Ihrigen diese willkommene Kunde zu bringen, doch zeigte sich der alte Knappenmeister zu ihrer Verwunderung eher betrübt als beglückt, als er ihre Wünsche vernahm und

von der guten Aufnahme hörte, die sie bei der ehrwürdigen Mutter gefunden hatten.

„Hast Du es auch recht bedacht, meine Tochter?“ frug er, den grauen Kopf schüttelnd. „Gar eilig ist die rasche Jugend mit ihren Beschlüssen, die oft zum Unheil ausschlagen. Wohl ist es gut und recht, Gott zu ehren und ihm zu dienen, aber ich meine, eine blühende Jungfrau müsse sich darum nicht aller Pflichten gegen Vater und Mutter entschlagen. Wir sind alt, wir haben kein anderes Kind als Dich, wer soll uns pflegen, wenn wir schwach und hinfällig werden, wer uns die Augen zudrücken zum ewigen Schlafe?“

„Gott, der sich aller seiner Geschöpfe annimmt, wird auch für Euch sorgen und Euch vor Unheil bewahren,“ antwortete Jungfrau Emma.

„Und dann, Du weißt, Kind, wir haben andere Pläne mit Dir gehabt. Dem armen Konrad bricht das Herz, wenn er Dich aufgeben muß,“ fuhr der Vater fort.

Emma schüttelte den Kopf, indem sie sagte:

„Denkt dies nicht, guter Vater; Konrad ist ein Christ, er lerne sich überwinden! und wenn er mich wirklich liebt, so muß es ihn glücklicher machen, mich als Himmelsbraut im Kloster zu wissen, denn aus mir sein Weib zu machen. Ich werde mit ihm reden. Und auch Ihr, Vater und Mutter, freut Euch des Glücks, welches Euerm Kinde erblüht!“

Wohl rührten ihre fromme Zuversicht, ihre Begeisterung das Herz der beiden Alten und sie dankten dem lieben Gotte innig dafür, daß er ihnen eine

Tochter gegeben hatte, die an Frömmigkeit und Tugenden alle Jungfrauen der Umgegend überstrahlte, doch traurig blieb ihr Sinn darum doch, denn im Geiste hatten sie schon oft blühende Enkelkinder sich auf ihren Knieen wiegen sehen.

Aber trauriger, viel trauriger noch als der Knappenmeister und sein Weib, wurde Konrad, der unerschrockene Bergmann, der für den besten Arbeiter und den tüchtigsten Mann galt, als die Jungfrau ihm von dem erwählten Beruf sprach und sich durch keine Bitte bewegen ließ, auf denselben zu verzichten.

Er hatte den Gertrudis Schwestern schon manchen Dienst geleistet, zu ihrem Schutze schon manchen Strauß bestanden, doch noch nie ihre Hülfe angerufen. Sollte er nicht jetzt, wo so große Noth ihn bedrängte, gleich den andern das Kloster aufsuchen und den Frauen sein Leid klagen? — Sie konnten ihm ja das verlorene Glück, die verlorene Ruhe wiedergeben, wenn sie wollten, sie brauchten nichts zu thun, als der Jungfrau die Aufnahme zu weigern, sie an die Pflichten zu mahnen, die sie gegen die Eltern, die sie gegen ihn zu erfüllen hätte.

Bekümmert hörte die ehrwürdige Mutter die verzweifelten Bitten, die Klagen und das Schluchzen des Knappen an, der sich zu ihren Füßen niederwarf, flehend, sie möge ihm die Braut wiedergeben.

„Gewährt mir diese Gunst, fromme Frau, und ich will Euch dienen jederzeit, kämpfen und bluten für Euch, wo und wenn es ist!“

„Thörichter Knabe," sprach sie da milde, „wie kann ich Dir gewähren, was sie Dir verweigert?"

„Verschließet ihr Euer Haus!"

„Das darf ich nicht eines solchen Grundes wegen."

„So redet mit ihr, stellet ihr vor, wie schlecht es ist, uns alle so zu verlassen, über uns so grenzenloses Weh zu bringen."

„Auch dies darf ich nicht, mein Sohn, denn es ist nicht schlecht, Menschen, selbst Eltern, zu verlassen, wenn es nur geschieht, um Gott mit Leib und Seele dienen zu können. Aber den Tag ihres Eintrittes in das Kloster will ich um einige Zeit hinausrücken und sie ermahnen, sich genau zu prüfen und auch des Schmerzes zu gedenken, den sie Dir bereitet."

Mehr vermochte Konrad nicht zu erlangen und nur schwach getröstet verließ er die ehrwürdige Mutter. Im Gertrudenkloster war man doch nicht so hülfsbereit und mildherzig, wie die Leute sagten. — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Die Klosterpforte hatte sich hinter Emma geschlossen; allerdings noch nicht für das ganze Leben, denn der Novize steht ja die Rückkehr in die Welt offen, erst das feierliche Gelübde scheidet sie für ewig von ihr. Konrad kannte die Jungfrau zu gut, um nicht zu wissen, daß es gerade so war, wie wenn sie dieses Gelübde schon abgelegt hätte, daß es für ihn keine Hoffnung mehr gab und nach beendeter Feierlichkeit verließ er verzweifelnd die Kirche.

Bald aber gesellte sich zu seinem Schmerze ein dumpfer tiefer Groll, dem der Gedanke immer neue

Nahrung gab, „die Priorin hätte sie mir erhalten können, wenn sie es gewollt hätte.“ Wohl arbeitete er für zehn, aber seine Hammerschläge wurden nicht mehr wie zuvor von fröhlichen Liedern begleitet und auch wenn er aus den tiefen Schachten heraufstieg an die Oberwelt, verlor seine Miene den trüben, düstern Ausdruck nicht, der ihr jetzt stets eigen war. Schweigend saß er des Abends im Kreise der Kameraden, ohne auf die lustigen Schwänke zu achten, die sie erzählten, noch auf die Trostgründe, die ihn beschwichtigen und mit neuer Lebensfreude erfüllen sollten.

„Warum haben sie gerade die eine genommen, an der mein ganzes Glück hing?“ pflegte er auszurufen, wenn er sich überhaupt zu einer Antwort herbeiließ. „Es mangelt nicht an Jungfrauen für das Kloster, warum gerade diese? — Ist es recht, die Tochter aus den Armen der weinenden Eltern, aus denen des verzweifelnden Bräutigams zu reißen?“

Die Bergleute hingen in ihrer Art mit treuer Liebe an dem jüngsten ihrer Genossen, der trotzdem einer der besten war und darum ging ihnen sein Weh zu Herzen und allmählig begannen auch sie den Nonnen des Gertruden-Klosters zu zürnen. Der Bursche hatte recht, es gab der Jungfrauen genug, willig, den Schleier zu nehmen, warum hatten sie seine Braut geraubt? Das Emma aus eigenem Antriebe in den Orden getreten war und daß es noch andere Klöster gab, in die sie hätte eintreten können, würden sie die Gertrudis-Schwestern zurückgewiesen haben, daran dachten weder Konrad noch seine Gefährten.

Eines Abends, als er wieder mit einer Anzahl Knappen bei einem festlichen Mahle beisammensaß und die Köpfe sich schon stark erhitzt hatten, rief einer der älteren, mit gewaltiger Faust auf den Tisch schlagend:

„Horch', Jung', wir wollen Deinen Jammer nicht länger mehr mit ansehen. So jung Du bist, sehen wir mit Stolz auf Dich und traurige Gesellen sind es, die ihren Freunden nicht beistehen in der Noth. Kannst Du die Jungfrau einmal nicht vergessen, so sollst Du sie wieder haben; wir wollen sie Dir holen und gibt man sie nicht gutwillig heraus, so nehmen wir sie mit Gewalt."

Jubelnd stimmten die andern bei und, Konrad in ihre Mitte nehmend, zog die trunkene Schar vor die Pforten des Klosters, mit lautem Lärm Einlaß begehrend.

Vergebens wehrte die Pförtnerin ihr sinnloses Begehren, vergebens kam die ehrwürdige Mutter selbst herbei, die beinahe jedem dieser Männer schon Wohlthaten erwiesen hatte, der Widerstand, den sie fanden, steigerte nur noch ihre Wuth.

„Laßt uns ein oder gebt des Knappenmeisters Kind heraus, sonst rennen wir Thür und Thor ein und dann mag Euch Gott gnädig sein:" brüllten sie zum Fenster hinauf.

„Die Jungfrau steht unter unserm Schutze, wir sind Gott verantwortlich für ihren Leib wie für ihre Seele," gab die ehrwürdige Mutter mit fester Stimme zurück.

„Unter Eurem Schutze, die Ihr Euch selbst nicht schützen könnt, wenn wir Ernst machen!"

Wohl erkannten die Nonnen ihre verzweifelte Lage, die Unmöglichkeit sich zu retten, denn die Knappen hielten alle Pforten bewacht und sie hatten niemanden, sie zu vertheidigen. Dennoch beschlossen sie, ihre Pflicht zu thun bis zum letzten Augenblicke, nicht zu wanken, nicht zu weichen und schaarten sich in der Kirche um den Hochaltar, hier unter Gebeten das Schicksal zu erwarten, welches Gott über sie verhängen würde.

Da krachten und brachen die Pforten unter dem gewaltigen Ansturm der berauschten Männer und herein drängte der wilde Haufe, sich auf die Nonnen zu stürzen, die nach allen Seiten hin flohen.

Vergebens stieg die Priorin zum Hochaltar hinan und hielt den Angreifern das Cruzifix entgegn, sie vermochte die bösen Mächte nicht zu bannen, nicht den grauenhaften Auftritt zu verhindern, welcher die heilige Stätte entweihte.

Plötzlich tönte ein gellender Schrei von der Emporkirche herab, dem sogleich ein zweiter und ein schwerer dumpf dröhnender Fall folgte, wie wenn ein Körper von der Höhe fällt.

Entsetzt ließen die Trunkenen von den unglücklichen Nonnen ab, um jener Stelle zuzueilen, von welcher das unheimliche Geräusch gekommen war. Als sie anlangten, fanden sie Emmes Körper, zerschellt auf den Steinplatten des Bodens liegend, und den armen Konrad über ihn hingebreitet, der sich sein Messer ins Herz gestoßen hatte. — Um ihren Verfolgern zu

entrinnen, hatte die Unselige den tödtlichen Sprung gewagt.

Furchtbar aber war die Strafe, welche diesem ruchlosen Beginnen folgte. Kaiser und Papst verhängten die Acht und den Bann über Hasselfelde und forderten die Auslieferung sämmtlicher Bergleute an das Heer, welches ersterer zur Vollstreckung des Urtheils sandte. Und als die Bürger, die sich in Vertheidigungsstand gesetzt hatten, diesem Begehren nicht willfahren mochten, ereilte auch sie das Verderben. Ihr Widerstand wurde nämlich bald bezwungen und die erbitterten Soldaten tödteten jeden, der ihnen in die Hände fiel, verwüsteten die Bergwerke und steckten endlich noch das Städtchen in Brand, bei welcher Gelegenheit auch das entweihte Gertruden-Kloster von den Flammen ergriffen wurde und gänzlich abbrannte.

Aufgebaut wurde das Kloster niemals wieder und auch der Bergbau gelangte in Hasselfelde nicht mehr zur Blüthe.



12. Rammelsberg.

Flinken Schrittes trägt das treue Thier seinen Herrn zu Thale, als wüßte es, daß von Westen her schwere Wetter drohen, denen es zu entrinnen gilt, und der junge Jägersmann thut nichts, seinen Eifer zu zügeln, denn im noch fernen Lager harrt der Kaiser des Boten, der ihm Kunde bringen soll.

Plötzlich aber mäßigt das Roß von selbst den eiligen Lauf. Immer langsamer, immer zögernder wird sein Gang, es schnaubt, es wiehert, endlich bleibt es stehen und, wie von jäher Tücke erfaßt, senkt es den edlen Kopf tief zu Boden.

„Munter, mein Thier, hier gilt kein Säumen, in Ungeduld harrt unser Otto, der Kaiser. Dürstet es Dich, so magst Du Dich da unten laben, wo des Bergquells Silberstrahl brausend aus dem Felsen bricht."

So spricht der Reiter und klopft schmeicheld Attila's seidenglatten Nacken.

Doch der Schimmel, sonst dem schwächsten Druck der Hand gehorchend, hört nicht auf des Herrn Mahnung, den Kopf stolz zurückwerfend fährt er fort, mit dem Huf im Erdreiche zu wühlen. Ringsum wirbelt Staub, Funken sprühen auf, wenn das schwere Eisen einen Stein berührte, und immer tiefer wird die Grube, in welcher das Pferd nun schon mit beiden Vorderfüßen steht.

Erstaunt beobachtet der Jüngling dieses sellsame Gebahren, er weiß nicht was es bedeuten will und doch wagt er nicht den verläßigen Gefährten von neuem anzuspornen. Attila ist ein kluges und gehorsames Thier, ohne Launen wie kein zweites mehr im großen Sachsenreiche. Wenn er nicht von der Stelle weicht, so kann es nur sein, weil sich etwas Besonderes im Schoße der Erde verbirgt.

Nach kurzem Besinnen springt der Jäger aus dem Bügel, zieht das breite Seitenschwert aus der Scheide und sich desselben wie eines Grabscheits be-

dienend, hilft er dem Pferde bei dem mühevollen Werk.

So vergehen wohl zehn Minuten, da blinkt es auf zwischen den dunkeln Schollen und immer breiter, immer länger wird der Flimmerstreifen, auf welchen sein Schwert mit dumpfem Klange trifft.

Nein, er darf nicht länger mehr zweifeln, was er da vor sich in der Tiefe sieht, ist edles Metall — der brave Attila hat des Berges Schätze aufgedeckt!

Die Mütze mit lautem Jubelrufe schwenkend, springt der Jäger in den Sattel und Attila, der jetzt willig jedem Gebote folgt, sprengt in verdoppelter Eile thalwärts. — — — — — — — — — —

„Du kommst spät, Ramm," herrschte ihn Otto mit gefurchter Stirn an, „und ich hätte Dich flinker erwartet, wo es gilt, die Befehle des Kaisers zu vollziehen."

Ramm aber sinkt dem erlauchten Gebieter zu Füßen, indem er ruft:

„Verurtheilt mich nicht, hoher Herr, denn wenn ich auch spät komme, so hielt mich doch nur Euer Dienst, Euer Vortheil fern. Seht uns an, mich und mein Roß, brennende Gluth bedeckt mein Gesicht und weißer dicker Schaum seine Flanken."

„So berichte, was Dich abhielt, zu uns zu eilen."

Mit strahlenden Augen berichtete denn auch wirklich der treue Diener von Attila's sonderbarem Gehaben und der Entdeckung, die sie gemacht hatten.

„Das entschuldigt Dein Säumen zur Genüge," sagte Otto, das Haupt huldvoll neigend, „und wenn

es so ist, wie Du sagst, wenn in Wahrheit dieser Berg reiche Erzlager in seinen Eingeweiden birgt, dann soll er für alle Zeit Deinen Namen tragen und Deiner wartet ein hoher Lohn."

Und als die Fachleute und die herbeigerufenen Bergleute das Berginnere auf seinen Gehalt an werthvollen Erzen prüften, als man reiche Lager in ihm entdeckte, die nur der Ausbeutung durch kundige Hand harrten, da gelangte der einfache Jägersmann nicht nur zu Ehren und Reichthum, sondern der Berg wurde wirklich nach ihm der „Rammelsberg" benannt, welchen Namen er bis heutigen Tages trägt.



13. Der verschwundene Diamant.

In den Gemächern der Kaiserin herrschte Bestürzung und Angst, bänglich durchforschten die Kammermägde jeden Winkel, doch umsonst, der kostbare Diamant, mit welchem sich Frau Agnes zu schmücken liebte, blieb verschwunden. Die Miene der hohen Fürstin wurde immer dräuender, ein unheildrohendes Zürnen lohte in ihrem Auge auf, besonders dann, wenn es den greisen Dietlieb traf, den treuesten der Diener.

„Hier lag der Stein, hier an dieser Stelle," sagte sie stolz und hart, mit dem Finger auf ein Schränkchen weisend, „und als ich zehm Minuten später wieder-

kehrte, da war er fort — wohl aber stand Dietlieb vor dem Kästchen."

Die Mägde warfen sich erschrockene Blicke zu und des alten Mannes Antlitz wurde so bleich wie sein Haar. Er wußte, daß die Fürstin ihm von jeher gram war und ihre Worte legten sich drückend schwer auf seine Brust.

„Was erbleichst, was erbebst Du, wenn Dein Gewissen rein ist?" herrschte sie ihn verächtlich an.

„Verzeiht, hohe Frau, der böse Schein läßt mich wanken, der wider mich zu zeugen scheint," stammelte der Diener, in die Knie sinkend.

„Erhebe Dich und schaffe mir den Stein!" gebot die Kaiserin.

„Wie soll' ich schaffen, was ich nicht habe, nicht zu finden weiß? — O, Barmherzigkeit mit mir altem Manne, der zurückblicken darf auf ein langes, langes Leben ohne Hehl!"

Agnes blieb unerbittlich, kein milderes Empfinden regte sich in ihrer Seele. Die beschwörenden Worte, die er schluchzend hervorstieß, die Thränen, die aus seinen Augen brachen, sie waren in den ihrigen nur schnöde Heuchelei. Niemand konnte das vermißte Geschmeide besitzen als er, denn kein anderer war in das Gemach gekommen und einer bösen That hatte sie sich von ihm schon lange versehen.

„Es bleibt dabei — wenn Du mir den Stein nicht schaffst, so sollst Du die Strafe erleiden, die dem Diebe, dem treulosen Verräther gebührt."

Und ohne den Blick mehr nach dem jammernden Alten zu wenden, verließ die Fürstin erbarmungslos das Gemach.

Die Tage vergingen, der Diamant jedoch kehrte nicht wieder und die Kaiserin, in deren Herzen sich der bittere Groll von Stunde zu Stunde häufte, blieb taub gegen alle Bitten des Unglücklichen, gegen das herzbrechende Flehen seiner Kinder, selbst gegen die Ermahnungen ihres kaiserlichen Gemahls, der zu Milde und Geduld rieth. — Nein, Dietlieb's Haupt sollte fallen, es galt, allen ungetreuen Dienern ein warnendes Beispiel aufzustellen.

Der Wille der Fürstin siegte, der Henker waltete seines Amtes und Dietlieb's Weib und Kinder wurden schmachbeladen aus den Thoren der Stadt gejagt, den Diamant jedoch hatte man nicht wieder gefunden.

Wochen vergingen und Agnes begann, sich über den Verlust des köstlichen Schmuckes zu trösten, da, als sie eines Tages in des Kaisers Begleitung unter einer vielhundertjährigen Linde hindurch schritt, fiel etwas Glänzendes zu ihren Füßen nieder und gleich darauf flatterte aus dem Gezweige ein krächzender Rabe mit schwerem Flügelschlage in die Luft. Da fuhr die Kaiserin erbleichend zurück — vor ihr im Sande lag der vielgesuchte Diamant!

Heinrich bückte sich nieder und den funkelnden Stein aufhebend, wog er ihn bedächtig auf der flachen Hand.

„Wie leicht bist Du, gleißendes Ding, nach dem sich zahllose Augen begehrlich richten, wie leicht bist

Du und doch hast Du einem Menschen das Leben, einer Familie Ehre und Brot geraubt! — Bist Du das werth! — Ihr aber, Agnes,“ wandte er sich zu der fassungslosen Fürstin, „laßt Euch in Zukunft nimmer wieder vom Schein betrügen, nimmer wieder vom verderblichen Zorn hinreißen zu vorschneller That, die Euch Jahre peinigender Reue einbringen mag. Tausendmal besser ist es, zehn Schuldige straflos von dannen ziehen zu lassen, als einen Unschuldigen auch nur eine leidensvolle Stunde zu bereiten.“

Boten wurden ausgesandt in alle Lande, Dietlieb's unglückliche Familie zurückzuholen an das kaiserliche Hoflager, und als Agnes nach langen Monden vom Krankenlager erstand, auf welches Reue und Verzweiflung über die unglückselige That sie geworfen hatten, weihte sie ihr ganzes Leben Werken der Buße uud der Barmherzigkeit.



14. Kaiser Heinrich V.

Goslar hatte festlichen Schmuck angelegt, der Glocken eherne Stimmen schallten weithin über die kaisertreue Stadt und an dem Thore, durch welches Heinrich V. seinen Einzug halten sollte, lagerte das Volk in dichten Scharen. Dennoch fehlte die rechte Festesfreude, man lebte in bangen Zeiten und der Kronenraub schien weder dem jungen Kaiser noch dem

Reiche gute Früchte tragen zu wollen. Allenthalben regten sich schlimme Geister, überall zuckten drohende Flämmchen empor und die eigennützigen Schmeichler, die den Sohn gegen den Vater aufgereizt hatten, lehnten sich nun gegen den neuen Gebieter auf, der nicht alle ihre Wünsche erfüllen mochte und konnte. Was die Zukunft bringen würde, man wußte es nicht und schwer lastete die Ungewißheit auf allen Gemüthern.

Endlich erschien der junge Kaiser auf einem milchweißen Pferde, umgeben von seinem glänzenden Gefolge. Die Pracht dieses Aufzuges stand jedoch in keinem Einklange mit seiner trüben Miene. Man sah, wie schwer die geraubte Krone auf seiner Stirn lag, wie schwer er litt unter den Wirren, die den Wohlstand des Reiches zu untergraben drohten, dieses Reiches welches ohnehin schon so viel erdulden mußte von seinen Fürsten und Edlen, die ihren Hader, ihre Streitigkeiten auf Kosten der gewerbfleißigen Bürger und des geknechteten Landmannes ausfochten.

Und in der That, Sorge, Schmerz und Reue nagten an Heinrichs Herzen und dazu gesellten sich bange Befürchtungen für die Zukunft, denn, er sieht es klar, der ausbrechende Brand drohte, ihn zu verschlingen, der Vater rächte sich noch aus dem Grabe heraus bitter an dem ungetreuen Sohne.

Ernst und bleich schritt er zum stolzen Kaiserhause hinan und sein erster Gang galt jenem Gemache, in welchem der Vater zur Welt gekommen war.

Er schloß sich darin ein und, Schild und Schwert an sich gelehnt, sank er in einen Sitz. Und je länger er da saß, umso schwerer wurde ihm zu Muthe, umso heftiger schmerzte die Reue über die begangene Unthat, denn noch niemals zuvor hatte die Stimme des Gewissens so vernehmlich zu ihm geredet, und schon reute es ihn, nach Goslar gekommen zu sein, wo so ernst mahnende Erinnerungen seiner harrten. Doch das half nichts, immer wieder tauchte der vielgeprüfte Vater vor ihm auf, der endlich im hohen Kaiserdome zu Speyer Ruhe gefunden, vor den er nicht mehr hintreten konnte, Abbitte zu leisten und stetig flüsterte ihm die innere Stimme zu: „Der Fluch Deines Vaters ruht auf Dir und Du, der Du keine Treue gekannt hast, Du sollst keine Treue finden auf Deinem Lebenswege!“

Thränen rieselten in seinen Bart, so weh war ihm noch nie gewesen und kampfes- wie lebensmüde wünschte er sich den Tod. Tiefer und tiefer sank sein Kopf auf die Brust herab, die brennenden Augen schlossen sich und überwältigt von den Anstrengungen der freudlosen Reise, von den Sorgen und Aufregungen verfiel er in schweren Schlaf, während es am fernen Horizonte leise zu grollen begann.

Und immer näher heran wälzte sich das Ungewitter, immer mächtiger und schauerlicher wurde das Brüllen des Donners; verheerend fegte die Windsbraut über die steilen Giebeldächer hin und in immer kürzeren Zwischenräumen fuhren hell leuchtende Schlangen über den tiefdunkeln Himmel dahin, für einen flüchtigen Augenblick die ganze Stadt in grelles Licht tauchend.

Hochaufgerichtet stand der aus dem Schlafe geweckte Kaiser und blickte sinnend hinaus in das Toben der Elemente. Wie, wenn jetzt ein Wetterstrahl ihn träfe, seinen Qualen ein Ende bereitend? — Mögen sie dann doch kämpfen und sich zanken um die Beute, was kümmerte es ihn?

Und kaum, daß Heinrich diesen Gedanken zu Ende gedacht, krachte es gewaltig vom Himmel herab und streckte ihn zu Boden.

Lange lag er so, betäubt vom himmlischen Feuer und vom jähen Schrecken, wie er sich aber endlich erhob, da fand er sich unversehrt, nur die Hand, welche das Schwert gehalten hatte, zeigte eine leicht verbrannte Stelle, doch sein Schild war zerschmolzen und auch das Schild nicht mehr brauchbar.

Bekundete sich durch diesen Strahl der Zorn des Himmels, in welchem er nimmermehr Vergebung zu finden hoffen durfte oder hatte er nur eine Mahnung an ihn ergehen lassen?

Die ganze Nacht verbrachte Heinrich betend und sinnend, doch fand er keine Lösung für seine Zweifel und am frühen Morgen ließ er einen hochgelehrten Gottesdiener aus dem Sankt Petersstifte zu sich bescheiden.

Ernst und ruhig hörte der fromme Mann den Kaiser an, um milde zu erwidern:

„Eine Mahnung war es, hoher Herr, eine Mahnung Dich zu bessern. Wohl hast Du gefehlt und Dich schwer vergangen an Deinem eigenen Vater, doch jeder, auch der schwerste Sünder findet Vergebung, wenn er sein

Unrecht bereut und zu sühnen sucht. Du kannst das Deinige sühnen, wenn Du willst, denn Dir sind reiche Mittel verliehen worden und große Macht. Wende beide gut und zum Heile Deines Volkes an, verwalte treu Dein Amt und laß Dich weder durch die Lockungen des Ehrgeizes noch durch die des Gewinnes ablenken von jenem Pfade, den zu beschreiten das Wohl des Reiches erheischt, welches Du allein im Auge halten darfst. — Thaten sind es, mein Kaiser, die der Himmel vom Sünder, vom Menschen überhaupt verlangt und jeder Glückliche, der Dir sein Glück zu danken hat, jede Thräne, die Du getrocknet, jede Freude, die Du bereitet hast ohne Nebengedanken, ohne Nebenzweck, bringt Dich Deinem Schöpfer näher."

„Du verurtheilst mich, auch ferner die Krone zu zu tragen, die so schwer auf mir lastet, Mönch?"

„Du hast sie an Dich gerissen und derjenige, dem sie gebührte, ist nicht mehr da, sie aus Deinen Händen zurückzuempfangen, folglich mußt Du sie bewahren, mußt den Brand zu löschen suchen, den Du selbst entfacht. Beharre fest und handle nach Deinem Gewissen mit unbeugsamer Ausdauer, es gibt kein Unglück, welches ewig währt, wenn wir ihm nicht freien Lauf lassen."

Heinrich wünschte von dieser Stunde an nicht mehr den Tod herbei, wohl aber wurde er ein anderer, ein besserer Mann.



15. Arnstein.

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts saß auf Arnstein, damals eine der schönsten Burgen des Vorharzes, wie es heute die Ueberreste noch bezeugen, der Graf Hoyer von Mansfeld, ein Mann von grausamer Gemüthsart, der weder Gott noch Kaiser fürchtete und nur den Einflüsterungen seiner bösen Leidenschaften Gehör gab. Von allen gefürchtet und gehaßt, besaß er nur Scheinfreunde, die aus ihm Vortheil zu ziehen gedachten, eine Erwartung, in der sie sich allerdings meist täuschten, denn Graf Hoyer, der Tag und Nacht nur auf neuen mühelosen Gewinn sann, war nicht der Mann, einem Nebenmenschen gute Dienste zu leisten, ausgenommen, sie hätten ihm eine reichliche Belohnung in Aussicht gestellt.

Einen Freund besaß er aber trotzdem und zwar einen, der treu zu ihm hielt. Nämlich sein Milchbruder und Haushofmeister Balduin, einen argen Gesellen von der gleichen Gemüthsart wie der Graf, nur noch schlimmer, denn er liebte und übte das Böse um des Bösen willen, selbst wenn es ihm keinerlei Nutzen brachte. Balduin war jedoch nicht nur des Burgherrn Freund, sondern auch sein böser Geist, denn er stiftete ihn stets zu neuen Unthaten an, verhärtete sein Herz noch mehr durch schlimme Rathschläge und hatte stets das eine oder andere Bubenstück vorzubringen.

Dieser Haushofmeister nun trat eines Morgens in das Gemach des Grafen und begann mit geheimnißvoller Miene:

„Herr, letzte Nacht habe ich eine wichtige Entdeckung gemacht. — Der Burgpfaff ist im Besitz eines Schatzes, den er jedenfalls in diesen Mauern aufgefunden hat und Dir widerrechtlich vorenthält.“

Des Grafen Blut begann bei dieser Kunde wild zu wallen. Ein Schatz in seiner Burg, von dem er nichts wußte, dessen man ihn berauben wollte? — Verhielt es sich wirklich so, dann sollte der Kaplan seine Kühnheit theuer bezahlen müssen, er hatte ohnedies viel im Schuldbuch stehen, seit er es gewagt, des Gebieters Beginnen zu tadeln.

„Tod und Teufel!“ fuhr es darum brausend aus Hoyers Munde. „Bist Du Deiner Sache gewiß, Balduin?“

„Beliebe es Euch selbst zu urtheilen, edler Graf. — Von bangen Träumen verfolgt, erhob ich mich nach Mitternacht vom Lager und trat Kühlung suchend ans Fenster meines Gemaches. Ich stand noch nicht lange, als ich den Schatten eines Mannes durch den Burggarten gleiten sehe, der einen umfangreichen und wie es mir auch schien schweren Topf im Arm trägt. Jenseits der dreigetheilten Eiche blieb er stehen, nahm einen dort lehnenden Spaten zur Hand und grub ein tiefes Loch. Wie er aber den Topf hineinsenken will, fällt er zu Boden und klirrend rollt der Inhalt zu seinen Füßen. Einen flüchtigen Blick nach dem Schlosse ob es niemand gesehen und gehört, dann liest er die Stücke hurtig auf und bringt das Gefäß an seinen Ort. Schnell ist das Loch wieder mit Erde gefüllt, er scharrt es mit den Füßen glatt, wohl damit niemand

sein Geheimniß entdecken soll, und vorsichtig schleicht er im Schatten der Mauern und Bäume nach dem Schlosse zurück. Wie er aber an das Pförtchen tritt, erleuchtet der hinter Wolken hervorbrechende Mond jene Stelle und ich erkenne unser tugendreiches Mönchlein. — Nun, Herr Graf, was sagt Ihr zu meinem Bericht?"

„Daß er so klar ist wie Wasser — der Pfaff ist ein Dieb! Doch bei meinen Ahnen schwöre ich, er soll seine Arglist büßen!"

„So ist's recht, Herr Graf. Seid Ihr dem Schuldigen milde, so zupft er Euch das nächste Mal am Barte und Ihr werdet Kinderspott. Wißt Ihr noch, wie das Pfäfflein immer zu basteln und zu flicken hatte im Keller und Verließ, an Orten, die jeder meidet, wenn er kann? — Und wißt Ihr auch noch, wie er Euch stets verlachte und auf andere Gedanken zu bringen suchte, wenn Ihr von dem Schatze sprachet, den ein Graf von Reinstein in dieser Burg geborgen haben soll? — „Unsinn! Kindermärchen!" rief da sein trügerischer Mund. Doch dieweil wir der Ruhe pflegten, schlich er wie ein böser Nachtgeist durch das Haus, Euch Eures Eigenthums zu berauben."

„Bringe mir den Schändlichen herbei zur Stunde!" rief der Graf finster.

Geschwind wie ein Aal, ein befriedigtes Grinsen in dem Schelmengesicht, glitt Balduin zur Thür hinaus. Nun ging es doch einmal ernstlich an des Pfäffleins Kragen, welches ihn nicht freisprechen wollte von Sünd' und Tod, ehe er nicht gelobt, sich zu bessern.

Dem Burgkaplan mochte wohl nichts gutes ahnen, als er den Grafen mit ergrimmter Miene und funkelnden Augen umherlaufen sah im Gemach wie ein reißendes Thier, welches man der Freiheit beraubt hat.

„Was steht Euch zu Diensten, edler Graf?“ frug er.

„Was mir zu Diensten steht? — Den Schatz will ich, den Du gehoben und, mich bestehlend, im Garten geborgen hast!“

„Den Schatz?“ stammelte der Mönch erblassend. — „Ich weiß von keinem Schatze als von dem, von welchem Ihr immer träumtet und der sich doch niemals gefunden hat, trotzdem wir doch so eifrig nach ihm forschten.“

Mit einem Satze stand Graf Hoyer neben dem Priester und ihm am Kragen fassend, schüttelte er ihn gewaltig hin und her.

„Du wagst zu läugnen, trotzdem Balduin Dich beobachtet hat, wie Du hinter der dreigetheilten Eiche des Burggartens —“

„Diesen Schatz meint Ihr, edler Herr?“ athmete der Kaplan auf, während das Blut langsam zurückkehrte in seine fahlen Wangen. „O, er soll Euch sichtbar werden in dieser Stunde, nur fürchte ich, Ihr werdet finden, was Ihr nicht erwartet. Beliebe es Euch, mir zu folgen.“

Und in der That, Graf Hoyer fand in der vom Kaplan selbst geöffneten Grube nicht dasjenige, was er zu finden erwartete. Anstatt blanken Goldes und köstlichen Geschmeides leuchtetem ihm bleiche Gebeine daraus hervor.

Diese Enttäuschung versetzte ihn in unbeschreiblichen Zorn und wüthend rief er:

„Was soll dies, Du schlechter Mönch?"

„Es ist der Schatz, den ich in dieser Nacht vergraben habe, Herr Graf. Ihr wißt, wie Ihr mir geboten habt, das Gerippe Eures Windhundes zu reinigen und wieder zusammenzufügen, da es in dieser Gegend niemand versteht als ich. Nun wohl, der erste Theil meiner Arbeit ist beendet und ich begrub hier die gereinigten Knochen, auf daß die Würmer die letzten Fleischrestchen abnagen möchten, ehe ich das Gerippe bleiche."

Zweifelnd stand der Graf, des gegebenen Auftrages entsann er sich wohl, aber —"

„Da sehet, edler Graf, wie des Mönches Mund die Wahrheit spricht!" rief in diesem Augenblicke Balduin, der mit dem Spaten in dem aufgeworfenen Erdreich wühlte und nun eine blanke Goldmünze bloßlegte, die er eine Minute zuvor darin geborgen hatte.

„Sehet das Gaukelspiel! schade nur, daß es nicht vollständig gelungen ist, daß der Böse seinen Auftrag nur unvollkommen ausgeführt und dies Münzlein vergessen hat!" fuhr er fort.

Schon aber hatte der Graf den Mönch erfaßt und zu Boden gerissen, wo er ihn mit beiden Fäusten ins Gesicht schlug.

„Höllenbrut!" tobte er. „Rede, hebe den Zauber, den Du über den Schatz gesprochen, damit meine Augen ihn nicht sehen sollen!"

„Ich habe — nichts — ich weiß von nichts!“ stöhnte der Kaplan.

„Ich tödte Dich, wenn Du das Geheimniß nicht offenbarst!“

Vergebens blieb alles Drohen, der Mönch wußte nichts zu sagen als:

„Vergreift Euch an einen Diener Gottes, Herr, wenn Ihr es wagt, geben kann ich Euch nichts, weil ich nichts besitze!“

Schon zog der jähzornige Mann das Messer, als Balduin seinem Beginnen wehrte.

„Nicht so, edler Graf,“ sprach er, „mit dem Mönche tödtet Ihr sein kostbares Geheimniß. — Werfet ihn in das tiefste Verließ an Händen und Füßen gebunden. Dort soll er bleiben, bis der Hunger ihn die Zunge löst.“

Und so geschah es. Der Burgkaplan, der Balduins bösen Plan durchschaute, schmachtete wochenlang in einem tiefen feuchten Loche, der Luft, des Lichts, und der Bewegung wie der Nahrung beraubt, denn man reichte ihm nichts als ein dünnes Stückchen schimmliges Brot und einen kleinen Becher Wasser.

„Recht so, mein Gemahl, den Dieb treffe die gebührende Strafe. Einen Schatz zu stehlen, der uns gebührt, der uns vielleicht reicher machen würde als der Kaiser ist!“ rief die Gräfin zornig, das Rädchen ihres Spinnrockens drehend.

Eines Morgens jedoch fand man den Mönch todt im Kerker sitzend und schon benagten die Ratten seine Glieder, froh ob dieses seltenen Schmauses.

„Todt — er ist todt! Das Geheimniß unseres Schatzes für immer dahin!“ rief der Graf, sich die Haare raufend.

Gram und Wuth hatten bald ihr Werk vollbracht, Graf Hoyer von Mansfeld, der „Wilde“ genannt, folgte dem gemordeten Burgkaplan schnell in die Ewigkeit nach. Zu mitternächtiger Stunde aber belebt es sich auf dem Arnstein. Da wandern er und Balduin durch die Ruinen suchend und klagend, während die Gräfin am Spinnrädchen sitzt und spinnt, als gälte es das tägliche Brot zu gewinnen.

Wie es heißt, soll auch der Burgkaplan zuweilen in der Ruine erscheinen, um zu sehen, wie viel noch von ihr übrig ist, denn ehe nicht die letzte Spur von ihr verschwunden ist, müssen die Geister der drei Mörder rastlos irren.



16. Die Gründung von Mansfeld.

Eines Tages, als Kaiser Heinrich IV. zu Nordhausen Hof hielt, trat einer seiner Günstlinge vor ihn hin, sich eine Gnade von seinem Herrn zu erbitten, die er trotz des freundlichen Empfanges auszusprechen zagte.

Als Heinrich des Ritters Unbehagen bemerkte, sprach er gütig:

„Nenne ungescheut Deine Wünsche, Hoyer, sind sie erfüllbar, so ist Dir ihre Gewährung gewiß.“

„Ihr wisset, mein Herr und Kaiser," begann er darauf, „es ist lange her, daß ich Euch diene und in vielen Schlachten schon hat mein Arm den Sieg Euch erringen oder das Verderben von Euren Scharen abwenden helfen. Für mich selbst aber hat dieser Arm noch nichts errungen an irdischen Gütern; arm wie ich war, bin ich heute noch und gering nur ist mein Besitz an Land und Geld. Das bereitet mir oft schwere Sorge, gedenke ich der Tage, in welchen die Kraft mir fehlen wird zu kämpfen für Euren Ruhm oder meiner Söhne, denen ich nichts zu vererben habe, als mein treues Schwert. Darum bitte ich, schenket mir in Gnaden hier in dieser Gegend ein Feld, kein größeres Stück, als ich mit einem Scheffel Frucht im Kreise umsäen kann. Wollt Ihr dies gewähren, so sind Euch Treue und Dank fär alle Zeiten gewiß."

„Wahrlich, allzu bescheiden ist Deine Bitte, Mann und eine Schmach wäre es dem Kaiser, dem tapfersten seiner Degen so geringes Gut zu weigern," versetzte Heinrich in Huld.

„Einen Scheffel vom edelsten Korn herbei, ihr Leute! und geleitet mir den werthen Ritter hinaus in die goldene Au, dort mag er sich ein Stück Land erwählen wie und wo es ihm am besten behagt!" rief der Kaiser seinen Mannen zu, die, gehorsam dem Gebote, doch voll Neid im Herzen, davon eilten, das Korn herbeizuschaffen.

Der Ritter dankte seinem kaiserlichen Herrn gar frohen Herzens und setzte sich ohne Verzug an die

Spitze der kleinen Schar, die Heinrich zu seiner Begleitung befohlen hatte.

Wohlgemuth zogen die Männer von dannen, als es aber immer weiter und weiter ging, tief hinein in das Herz der goldenen Au, ohne daß die blühenden Felder ringsum Gnade fanden vor des Ritters Auge, da legten sich die Mienen seiner Gefährten in verdrossene Falten und ein unwilliges Geflüster begann über seinen ungenügsamen Sinn, dem nichts behagen mochte von all' dem Herrlichen, nach dem er nur die Hand auszustrecken brauchte.

Endlich blieb Hoyer stehen um dem Sacke, den ein Knecht hinter ihm hertrug, eine Hand voll Korn zu entnehmen, worauf er sprach:

„Nun sind wir am rechten Orte, hier wollen wir beginnen.“

Und im Vorwärtsgehen nahm der Ritter nun riesenlange Schritte und ließ bei jedem nur zwei Körnlein auf den Boden fallen, so daß er schon ein großes Stück Land bezeichnet hatte, ehe noch die erste Handvoll zur Neige ging.

Als des Kaisers Mannen dies Beginnen sahen, stieg ihr Verdruß noch höher und einer von ihnen erhob sogar laute Beschuldigungen gegen Hoyer.

„Wie,“ rief dieser zornig, „einen arglistigen Verräther nennst Du mich, der seines Herrn Gnade mißbraucht? — Habe ich dem Kaiser nicht klar gesagt: „Schenket mir ein Stück Land, so groß nur, daß man es mit einem Scheffel Frucht umsäen kann? Ob ich die Frucht mit vollen Händen oder nur sparsam aus-

streuen würde, das sagte ich nicht und er frug nicht darum. Gefällt es Dir aber nicht, so eile zu dem Kaiser, Du treuer Diener, ihm zu berichten, was Du gesehen hast und wie arg sich Ritter Hoyer vergeht."

Und ohne sich beirren zu lassen, fuhr er fort, jeden seiner Riesenschritte mit zwei Körnlein zu bezeichnen. Seine Begleiter jedoch, denen der klug ersonnene Plan nicht behagen mochte, gaben sich nicht so leicht zufrieden und rasch wählten sie zwei Boten aus ihrer Mitte, die allsogleich gegen Nordhausen aufbrechen mußten, den Kaiser von des Ritters arglistigem Treiben und der seichten Ausflucht, deren er sich bediente, zu benachrichtigen.

Erschöpft und ohne Athem langten die Knappen endlich vor dem Schlosse an und da sie gar so wichtig thaten, führte man sie zur Stunde noch vor den Kaiser, der in lautes Lachen ausbrach, als er ihren Bericht vernommen hatte.

„Wahrlich," rief er, „der Ritter Hoyer ist nicht nur ein tapferer, sondern auch ein schlauer Mann! — Doch er hat recht, er sagte nicht, wie er sein Korn ausstreuen wolle, und ich frug nicht darnach, des Kaisers Wort aber ist unverletzlich und Hoyer verdient den reichsten Lohn. Möge ihm aus dem ausgestreuten Samen eine reiche Saat aufgehen!"

Als Ritter Hoyer heimkehrte nach dem kaiserlichen Hoflager, da empfing ihn Heinrich so huldvoll, wie nur je zuvor und sagte:

„Dein und Deinem Geschlechte ist alles, was Du Dir mit Deinen Füßen erworben hast, zur Erinnerung

aber an die Art, wie Du zu diesem Besitze gekommen bist, sollen Du und Deine Nachkommen vom heutigen Tage an Mansfeld genannt werden.



17. Burg Lutterburg bei Lauterberg.

Tiefe Trauer herrschte in der Burg. Graf Esiko weilte schon manches lange Jahr im fernen gelobten Lande, das Kreuzheer, mit dem er ausgezogen, war längst wieder zurückgekehrt in die Heimath, von ihm aber kam noch immer keine Kunde nach Lutterburg. Wohl hielt ab und zu ein Pilgergast kurze Einkehr in der Burg, doch keiner wußte anderes zu berichten als die Heldenthaten, die der Graf in dieser oder jener Schlacht vollbrachte, die ihm Ruhm und Ehre eingetragen hatten vor allen andern Rittern und Herren dieser Gaue, aber was seither aus ihm geworden war, vermochten sie nicht zu sagen; niemand hatte mehr von ihm gehört oder ihn gesehen. War er am rauchenden Schlachtfelde geblieben oder den Gefahren der Wüste erlegen, weilte er noch immer im Lande Palästina, vergaß er dort in den Armen eines andern Weibes seiner Hausfrau und seines Töchterleins?

Die Thränen der schönen Gräfin Ludwina wollten nicht mehr stille stehen und wenn sie am Abend vom Söller herunterstieg in ihr einsames Kämmerlein, des Harrens und Hoffens so müde, da wünschte sie gar oft

den Tod herbei als einen Erlöser aus bitterem Leide. Und um ihre Noth zu erhöhen, bedrängte sie noch Graf Heinrich von Lauterberg, des Grafen Vetter, den er zu ihrem Pfleger bestellt, in dessen Obhut er Land und Leute befohlen hatte. Graf Heinrich mochte nicht mehr glauben an des Herrn Wiederkehr und es gelüstete ihn ebenso sehr nach der wonnigen Frau wie nach dem reichen Besitz.

„Was nützt Euch das ewige Harren und Bangen vieledle Frau? Die Jahre verrinnen, Euer Gemahl kehrt nicht wieder und ungenützt, in Thränen und Einsamkeit entschwindet Euch die Jugend. — Glaubt mir, hätte Euch der Graf geliebt wie Ihr es verdient, er wäre nicht von Euch gegangen."

So drängte täglich der ungetreue Pfleger und Ludwina wußte sich weder Rath noch Trost zu finden in ihrer Bedrängniß. Wie sollte sie, die hülflose Frau, den Anschlägen des Mächtigen entrinnen, wer würde sie beschützen gegen ihn, den weder ihre Bitten noch ihr Jammer rührten. Nur zu einem reichte seine Macht nicht aus, er konnte sie nicht zwingen zu leben, er konnte nicht den Tod von ihrer Seite bannen; wenn sie ihn herbeirief, wie wollte er es ihr wehren. Und mehr und mehr befestigte sich der Entschluß, lieber aus freiem Antriebe zu sterben, als sich dem Grafen von Lauterberg zu eigen zu geben, die Treue zu brechen, die sie Esiko geschworen.

Die Wochen, die Monde schwanden dahin und der Himmel mochte sich noch immer nicht der unglücklichen Gräfin erbarmen. Der Lauterberger wurde

immer dringender, er bat nicht mehr, sondern drohte und schalt, sich geberdend, als wäre er jetzt schon der Herr auf dem Lutterberge.

Eines Tages, Ludwina, ihr Töchterlein zur Seite, saß wieder in kummervollen Gedanken, als der alte Haushofmeister, dem der Herrin Leid tief zu Herzen ging, die Ankunft eines Pilgers meldete, den er aufgenommen und bewirthet hatte wie sie es ein für allemal geboten.

„Vielleicht weiß er Kunde zu geben von unsrem edlen Grafen, er ist ein alter Mann, der sicherlich viel erlebt und erfahren hat!“ setzte der treue Diener hinzu, mühsam das Schluchzen unterdrückend, welches ihm schon in der Kehle saß.

„Ich habe diese Hoffnung aufgegeben,“ erwiderte die Gräfin muthlos.

„Ja, ja, Walther,“ klatschte die kleine Ida in die Händchen, die erst einige Monate zählte, als der Vater schied, „vielleicht weiß er uns vom guten Vater zu erzählen, den ich so gern sehen möchte.

Ludwina preßte das Kind an sich, es unter Thränen küssend, während Walther sich sachte hinausschlich.

Nicht lange währte es jedoch, so kehrte er zurück in Begleitung eines alten Pilgers, der die Schloßfrau mit ehrfürchtiger Rede begrüßte.

„Wie Eure Diener sagen, vieledle Gräfin, seid Ihr in große Betrübniß und Noth gerathen durch das Dunkel, welches über Eures Herrn Schicksal schwebt,“ sagte er, den Saum ihres Kleides küssend.

„So ist es, ehrwürdiger Vater. Als mein Herr von mir ging, da gelobte er mit Hand und Mund zurückkehren zu wollen längstens binnen dreien Jahren. Nun sind deren schon fünf verflossen und noch immer harre ich vergebens seiner Rückkehr; nicht einmal eine Kunde kam von ihm, die er mir doch durch einen treuen Boten hätte senden können. Längst schon ist das Kreuzheer heimgekehrt und beinahe auf allen Burgen der Nachbarschaft ruht irgend ein Streiter in lieben Armen aus von Kampf und Mühsal, doch keiner von ihnen wußte mir etwas zu melden über sein Ergehen.

„Der gute Vater, wenn er wüßte wie lieb wir ihn haben, er käme sicher geschwind heim zu uns!“ rief die kleine Ida altklug dazwischen.

Der fremde Mann wischte sich eine heimliche Thräne aus dem Auge, dann frug er:

„Seid Ihr denn ganz unbeschützt, edle Frau, hat Euch der Gemahl keinen Pfleger an die Seite gestellt?“

Eine jähe Gluth überzog Ludwina's Antlitz und leise flüsterte sie:

„Er gerade ist mein ärgster Bedrücker.“

„Weil er nach Eurem Besitze trachtet?“

Die Gräfin zögerte. War es denn klug, einem Fremdling ihr ganzes Leid zu vertrauen, ihr Herz zu erschließen? Wie, wenn er im Solde des Grafen von Lauterberg stünde und nur gekommen wäre, sie auszuforschen.

„Sprechet ungescheut, edle Frau, ich meine es ehrlich und überdies ist mir Eure traurige Geschichte

ja wohlbekannt, man erzählt sich davon im ganzen Lande. — Wenn der Tod Eures Gemahls bestätigt würde aus zuverlässigem Munde, wäret Ihr geneigt, dem Grafen von Lauterberg die Hand zu reichen zum Bunde?“

„Mein Herr ist todt — und Ihr wißt es!“ schrie Ludwina im tiefsten Schmerze auf.

„Ich weiß nichts, aber wenn Ihr nach Gewißheit verlanget, so will ich mich bemühen, sie Euch zu schaffen,“ erwiderte der Pilger.

„O, thut das, frommer Vater, und seid gewiß, ich will Euch lohnen mit allem was ich besitze! — Aber wie immer die Kunde lauten mag, die Ihr erhalten werdet, vergesset nicht, daß nur mein Ohr sie vernehmen darf. Wäre mir mein Esiko wirklich für diese Welt verloren, wie ich es fürchten muß, dann muß es Geheimniß bleiben zwischen Euch und mir.“

„Und warum das, edle Frau?

„Weil sonst die letzten Freunde sich von mir wenden würden, die dem übermüthigen Lauterberger heute noch abmahnen von überrascher That, die ihn mit der Frage zähmen: „Und wie, wenn der Graf von Lutterburg doch noch heimkehrte und fände Euch als Räuber seines Weibes, seiner Habe? Gedenket der Strafe, die Euch treffen würde!“

„So seid Ihr fest entschlossen, ihm jemals zum Altare zu folgen?“

„Das ist unwiderruflich beschlossen! rief Ludwina mit glühenden Wangen. „Ich habe nur einen Mann geliebt, meinen Esiko, und nur ihn werde ich lieben,

solange ein Athemzug meine Brust belebt. Und kommt es zum Schlimmsten, dann bietet mir die Lutter ein willkommenes Grab."

„Vor dem Schlimmsten bewahre ich Euch, edle Gräfin! Vertrauet mir und seid guten Muthes. Wollt Ihr mir gestatten, solange in der Burg zu verweilen, bis Euer Bedränger sich wieder einstellt?"

„Verweilet bei uns, solange es Euch gefällt, frommer Mann, es wird mir ein Trost sein, Euch in meiner Nähe zu wissen."

„Ich nehme Eure Gastfreundschaft an, arme Frau, und werde sie zu Eurem Wohle nützen. Nur sei es mir gestattet, frei zu gehen und zu kommen, wie es mir beliebt."

„Ihr seid Eures Willens Meister, Herr, und kein unberufener Frager soll Euch belästigen, solange mein Befehl noch gilt in der Lutterburg."

So geschah es auch, der Pilgersmann kam und ging, wie Wunsch und Laune es ihm eingaben, stets mit Freuden begrüßt von der Gräfin und ihrem Töchterlein, welches nicht müde ward, nach dem guten Vater zu fragen, der so lange fern blieb, und niemand fand ein Arges in seinem langen Verweilen.

Endlich kam das Fest der Gräfin heran und, diesen Tag würdig zu feiern, lud der Graf von Lauterberg alle Nachbarn und Freunde nach der Burg.

„Es geht nicht länger so an, Gräfin Ludwina," sagte er am Morgen dieses Tages zu der bleichen Herrin. „Bei der nächsten Mondwende werden es sechs Jahre sein, daß mein Vetter Esiko von uns ge-

schieden ist, Land und Leute leiden unter der Abwesenheit des Herrn, der die sich zur Heimkehr selbst gestellte Frist nicht um eine so lange Zeit überschritten hätte, wäre es ihm möglich, überhaupt noch heimzukehren. Seid gewiß, er ist todt und ruht lange schon in fremder Erde, vergebens würdet Ihr seiner harren bis zum jüngsten Tag. Ertheilet mir denn Erlaubniß, beim heutigen Festmahl den Gästen die frohe Botschaft zu künden. Auch ihr Sinn hat sich gewendet und sie alle erkennen, daß Ihr Euch einem starken Arme anvertrauen müßt."

Des Grafen Auftreten ließ keinen Zweifel darüber daß er entschlossen war, um jeden Preis Braut und Besitz an sich zu reißen. Er hatte sich der Zustimmung der Verwandten und Nachbarn versichert, die seine Macht fürchteten oder in deren Vortheil es lag, gute Freundschaft mit ihm zu halten; er durfte nun rücksichtslos gegen sie vorgehen und er wollte es, das sah ihm Ludwina an.

„Kündet ihnen was Euch beliebt," erwiderte sie darum mit stolzer Verachtung in Ton und Geberde, „da es Euch ja doch nicht widerstrebt, ein Weib an Euch zu fesseln, welches Euch haßt und verachtet."

„Keine solchen Reden, schöne Gräfin, sie könnten Euch bitter gereuen, wenn Ihr einstmals sehet, welchen Gemahl Ihr an mir gewonnen habt!" rief der Graf doppelsinnig.

Ludwina ließ sich jedoch durch diese versteckte Drohung nicht einschüchtern, nun es einmal so stand, war ihr alles gleichgültig.

„Ich rede mit Euch, wie Ihr es verdient, der Ihr schamlos die Gewalt mißbraucht, die Euch meines Gemahls vertrauender Sinn übertragen hat. Ihr könnt mir Besitz und Freiheit rauben, die Verachtung zu löschen, die mein Herz erfüllt, dazu seid Ihr unfähig!" rief sie, an ihm vorüber aus dem Gemach eilend.

Der Gräfin erster Weg führte sie in das bescheidene Kämmerlein, welches dem alten Pilger zum Aufenthalt diente. Den grauen Kopf in die Hand gestützt, saß er am Fenster, in einem großen Buche lesend, als sie bei ihm eintrat.

„Ihr bei mir, edle Frau?" rief er, sich rasch erhebend.

„Ich komme, Euch meine Noth zu melden. Der Graf von Lauterberg gedenkt beim heutigen Feste seine Verlobung mit mir zu feiern. Nun ist alles zu Ende für mich!" und ein Thränenstrom stürzte aus den Augen der schönen Frau, die schluchzend auf einen Stuhl sank.

„Seid getröstet, edle Gräfin, und lasset den Lauterberger gewähren. Ich stehe Euch zur Seite und er soll Euch nichts anhaben; seine Macht über Euch wird verwehen wie Spreu vor dem Winde," sagte der Pilger mit ernster Festigkeit.

Die Gräfin sah den Alten zweifelnd an. Wie konnte er so siegesgewiß sprechen, wie konnte er, der arme Pilger, in die Schranken treten gegen den mächtigen Grafen von Lauterberg? — Wußte er mehr von ihm, als dem Stolzen lieb sein konnte und wollte er ihn durch dieses Wissen bezwingen oder was war es sonst?

„Grübelt nicht, theure Frau, ich kann Euch jetzt nicht mehr sagen als dieses Wenige, sollt Ihr vollständig gerächt werden an diesem treulosen Buben. Doch, ich wiederhole Euch, seid getröstet, es wird Euch kein Leid widerfahren.“

Und wirklich verließ die Gräfin getröstet ihren armen Gast; sie schenkte ihm unbedingtes Vertrauen und fühlte sich überzeugt, daß er nicht so sprechen würde, wäre er nicht seiner Macht über den Verräther gewiß.

Schon lange war es nicht mehr so laut und fröhlich zugegangen in der Lutterburg als an diesem Tage, an welchem ein zwiefaches Fest gefeiert ward und selbst die schöne Schloßfrau zwang, dem Geheiß des Pilgers folgend, ein frohes Lächeln auf ihre Lippen, als der Graf von Lauterberg mit sieghafter Miene den Anwesenden seine Verlobung mit ihr verkündete. Von allen Seiten regneten die Glückwünsche und des Bräutigams Verwandter, der Graf von Falkenstein rief vergnügt:

„Eine bessere Wahl konntet Ihr nicht treffen, edle Frau, und an des zweiten Gemahls Seite werdet Ihr den ersten nicht vermissen.“

Kaum aber, daß er diese Worte gesprochen hatte, flog die Saalthür auf und herein trat, gefolgt von der Dienerschar, ein Ritter im festlichen Gewande.

„Scheint es auch nicht, als ob man hier den Herrn gerade nicht mangle, so wird er doch wohl die allgemeine Lust nicht stören,“ sagte er, so an die Tafel

tretend, daß er dem Grafen von Lauterberg gegenüber stand.

Gäste und Bräutigam starrten den stattlichen Fremdling an, als wäre ein Gespenst vor ihnen aufgetaucht und nur die Gräfin sprang auf und sank ihm halb ohnmächtig an die Brust.

„Esiko! — Esiko!" schluchzte sie.

Ohne den Arm von ihrer Schulter zu lösen, drängte er sie sanft zur Seite und frug scheinbar ohne Arg:

„Ihr feiert eine Verlobung hier, wie es mich bedünken will, saget mir doch, Ihr edeln Herren und Damen, wo sind Braut und Bräutigam, auf daß auch ich ihnen meine Glückwünsche darbringen kann?"

Niemand antwortete und nachdem der Graf von Lutterburg eine Weile gewartet hatte, begann er kalt und stolz:

„Es bedarf der Antwort nicht, die niemand zu geben wagt. — Ich weiß, mein Vetter, wie Ihr die Macht, die ich in Vertrauen Euch übertragen habe, zu meinem und meines Weibes Verderben nützen wolltet. Euer schändliches Spiel ist zu Ende, ungetreuer Mann, und ich bitte Euch, mein Haus zu verlassen, sammt Euren Freunden, die sich nicht scheuten, einem solchen Bubenstück ihren Beifall zu spenden. — Zieht Euch zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" setzte er im höchsten Zorn hinzu.

Inzwischen hatte der Graf von Lauterberg seine Fassung wiedergewonnen und sagte kalt und ruhig:

„Was ich gethan habe, kann ich verantworten wie das, was ich thun wollte, denn Eures Weibes

wie Eurer Tochter Vortheil erheischte eine feste Hand, die Zügel zu führen. Nicht meine Schuld war es, wenn Ihr solange mit der Heimkehr zögertet und uns auch keine Kunde gabt, daß wir Euch für todt halten mußten."

Damit verließ er stolz den Saal und hinter ihm drein drängten die Freunde und Genossen.

„Nun unser Haus gereinigt ist von diesen bösen Geistern, saget mir, meine holde Herrin, ob Ihr den armen Pilger, dessen Macht Ihr nicht vertrauen mochtet, als treu erfunden habt?"

„O, mein Herr, es war nicht wohlgethan, mich in dieser Noth zu lassen, wo es Euch doch nur ein Wort kostete, mich zu beglücken!" sprach Ludwina mit mildem Vorwurf.

„Und die Strafe, die Beschämung, die dem Lauterberger geworden sind, hättet Ihr sie ihm ersparen mögen?"

„Warum nicht? — Ich gönne ihm alles Glück, so nur ich von ihm befreit bin!"

„Mein treues Weib! und ich konnte einen Augenblick an Euch zweifeln, ein fremdes Kleid wählen, um unter seinem Schutze Eure Seele zu erforschen!"



18. Der Sachsen- und der Römerstein.

In südöstlicher Richtung von Steina und etwa fünfviertel Wegstunden davon entfernt, erhebt sich der Sachsenstein, auf welchem noch die spärlichen Trümmer der ehemaligen Burg Sassenstein sichtbar sind, welche Heinrich IV. gegen das Ende des elften Jahrhunderts erbauen, aber schon im folgenden Jahre, bedrängt von den ungeberdigen Sachsen, wieder zerstören ließ. Lange, sehr lange jedoch, ehe Heinrich in dieser Welt erschien, erhob sich auf diesem Felsen eine andere Burg, die so herrlich war wie es heutzutage keine mehr gibt, und in der ein mächtiger Zwergenkönig lebte, geliebt und verehrt von seinen kleinen Unterthanen, die sich vertrauensvoll seiner weisen Leitung überließen und ihn niemals durch überflüssige Fragen und Einwürfe belästigten.

So fehlte denn nichts zu König Elfings Glück, zumal er auch ein liebreizendes Töchterlein besaß, die niedliche Prinzessin Ruma, die einst seine Erbin und Nachfolgerin im Zwergenreiche werden sollte. Ungetrübtes Glück ist aber leider stets nur von kurzer Dauer, eine traurige Thatsache, die auch Elfing an sich erfahren mußte, denn mit einem Male fiel ein gar dunkler Schatten in sein Leben.

Plötzlich erschienen nämlich schrecklich anzusehende Riesen unter der Anführung eines ihrer Fürsten in der Nachbarschaft, von denen man weder wußte, woher sie kamen noch was sie da wollten. Als treuer Vater

seines Völkleins ließ Elfing kein Mittel unversucht, um hinter die Pläne dieser widerwärtigen Nachbarn zu kommen, die ohne alle Umstände von einem Theile seines Landes Besitz ergriffen und dessen rechtmäßige Bewohner mit der beleidigendsten Geringschätzung behandelten, so daß diese sich zurückzogen und mit den frechen Eindringlingen gar nichts mehr zu thun haben mochten. Dennoch konnten sie nicht mit Gleichgültigkeit zusehen wie sich die Fremden auf ihrem Gebiete breit machten und eines Tages griff Elfing in seiner Verlegenheit zu einem außerordentlichen Mittel. Er hielt nämlich eine allgemeine Volksversammlung ab, welche über die zu ergreifenden Maßregeln berathen mußte und sich endlich einstimmig für einen Kriegszug gegen die gefährlichen Nachbarn erklärte.

Von diesem Tage an begann eine hartnäckige Fehde und die Riesen hatten gut versichern, daß sie nichts Böses im Schilde führen und daß des Landes genug vorhanden sei, beiden Parteien Nahrung zu geben. Elfings Völklein erwiderte darauf nichts anderes als: „Wenn ihr uns nichts anhaben wollt, so beweist es uns, indem ihr uns in Ruhe laßt und vor eurem Anblicke verschont. Gerade weil es des Landes genug gibt hier herum, ist kein Grund vorhanden, daß ihr euch hier vor unsere Nase hinsetzt!“ Von einem Weiterzuge jedoch wollten die fremden Männer nichts wissen, vielleicht weil sie sich schämten, den unscheinbaren Zwerglein nachzugeben, und so dauerte der Unfriede fort. Großes konnten die Elfinger den unerwünschten Nachbarn allerdings nicht anhaben, aber an boshaften

Neckereien ließen sie es nicht fehlen und durch diese wußten sie die Recken doch fortwährend zu beunruhigen und in Athem zu erhalten. Im Anfange machte ihnen das Treiben der Kleinen zwar Spaß, als es aber gar kein Ende nahm, erschien es ihnen schon weniger drollig und sie fingen an die Köpfe dazu zu schütteln. Abhülfe mußte geschaffen werden, wollten sie ihres Lebens froh sein und so hielten auch sie eine Volksversammlung ab, die jedoch anstatt des Krieges den Bau einer gewaltigen Burg beschloß, welche dazu dienen sollte, die Angreifer in Schach zu halten.

Mit dem Bau dieser Burg wurde alsogleich begonnen und was sie gewesen ist, das kann man heute noch sehen, wenn man den sogenannten Römerstein betrachtet, der nichts anderes ist als die Ruine jener Burg. Wenn Arbeiter mit so ungeheuren Kräften ausgestattet sind wie diese Riesen es waren, so schreitet auch das kühnste Werk rasch voran und es dauerte denn auch nicht lange, so machte die schöne Ruma eines Morgens als sie an das Fenster ihres Gemaches trat, die Entdeckung des neuesten Schabernacks, den die gehaßten Nachbarn ihnen gespielt hatten.

Außer sich vor Zorn über diese Schmach, eilte die Priznessin aus der väterlichen Burg und stieß, unten angekommen, drei Male in ein winziges Horn von blankem Golde, welches sie an einer seidenen Schnur um den Hals trug. Dieser Ruf war in Elfings Reiche wohl bekannt und bedeutete den Unterthanen, daß man in der königlichen Burg ihrer bedürfe. Eilfertig kamen denn die Zwerglein von allen Seiten herbeigerannt

und scharten sich erwartungsvoll um die Herrin, deren finstere Mienen irgend ein drohendes Unheil verkündeten. Sie jedoch sprach kein Wort, ehe nicht alle bis auf den letzten Mann um sie versammelt waren, worauf sie in den entrüsteten Ruf ausbrach:

„Wißt ihr, was ihr seid? — Feiglinge, schläfrige Murmelthiere, Narren, die man zu nichts gebrauchen kann und die kein besseres Loos verdienen als vertilgt zu werden von dieser Erde, wie es ihnen auch geschehen wird!"

Erstaunt und bestürzt schauten die Zwerglein die schöne Fürstin an, sie waren sich keiner Pflichtverletzung bewußt und darum verstanden sie auch diesen harten Tadel nicht. Endlich trat ein altes Männlein vor, dessen Brust eine schwere Goldkette schmückte. Es war Wilking, Elfings Kanzler.

„Was ist geschehen, Herrin, worin haben wir uns verfehlt?" frug er zitternd.

„Steig' auf den Thurm hinauf, alter Esel, und betrachte die neueste Unthat unserer Feinde!" gebot Ruma.

Der Kanzler ließ sich diesen Befehl nicht wiederholen und als er eilig davongetrippelt war, steckten die Zurückbleibenden in banger Erwartung die Köpfe zusammen, sich allerlei Vermuthungen und Befürchtungen zuflüsternd.

Endlich kam Wilking wieder zum Vorschein, doch sein Anblick verhieß nichts Gutes. In seinem faltigen Gesichtchen lag das ganze Entsetzen, welches sein Inneres erschütterte, und mit schlotternden Knieen trat er in den Kreis.

„Herrin“, stammelte er, „sie erbauen eine Burg, die wir nimmer bezwingen können, die sie zu Herren der ganzen Gegend macht und wenn es ihnen beliebt, können Sie uns jeden Tag in ihre Gewalt bringen!“

Nun erhob sich ein Jammern und Wehklagen unter den Zwerglein, daß sich Ruma erschrocken die Ohren zuhielt, bis sich der Lärm und das Geschrei ein wenig gelegt hatten.

„Ruhe,“ gebot sie endlich, mit dem Fuße aufstampfend. „Klagen und Weinen könnt ihr, wenn das Unheil da ist, es zu verhindern, das versteht ihr jedoch nicht. Wozu haben wir Wachen ausgestellt, die uns über alle Vorgänge bei den Feinden unterrichten sollten? — Warum haben sie uns nicht rechtzeitig berichtet, daß Ungewöhnliches vorgeht, warum hat nicht einer von euch seine faulen Augen aufgemacht?“ Mein Vater Elfing und ich können nicht für alles sorgen.“

„Ich will den König Hüning aufsuchen und vielleicht gelingt es —“

„Das wirst Du bleiben lassen, Wilking,“ fuhr jedoch Ruma hochmüthig dazwischen, „ich habe an Deiner Weisheit genug und nehme nun die Sache selbst in die Hand. Man bringe mir Zephyr, mein Pferd!“

Ein köstlich aufgezäumter Schimmel, in der Größe gerade für Rumas zierliche Gestalt passend, wurde vorgeführt und die Prinzessin schwang sich behende in den Sattel.

„Gestatte mir, Dich zu begleiten, Herrin,“ bat der Kanzler, auf daß die Riesen Dir kein Leid zufügen.“

Die noch immer erzürnte Prinzessin winkte jedoch abwehrend mit der Hand und war, von dem flüchtigen Rößlein pfeilschnell entführt, bald den nachschauenden Blicken entschwunden.

Frohlockend kehrte sie am Abend heim, die Entdeckungsfahrt war nicht vergeblich gewesen, sie hatte manches Wichtige erkundet und nun verging kein Tag mehr, ohne daß sie auf ihrem milchweißen Pferde im weiten Bogen die entstehende Nachbarburg umkreiste.

Einstmals jedoch verirrte sich Ruma im Walde und kam an einen tiefen breiten Graben, den Zephyr trotz alles Zuredens und Schmeichelns nicht übersetzen mochte. Auf demselben Wege zurückkehren, war aber auch eine mißliche Sache, denn ringsum gab es nur Dickicht und die Prinzessin hatte sich an seinen Dornen schon einmal die Kleider und die zarte Haut so zerrissen, daß sie es nicht noch ein weiteres Mal zu durchdringen wagte. So stand sie unschlüssig am Grabenende, als plötzlich ein wohlgebildeter Jüngling von edler Erscheinung sich aus dem Gestrüppe hervorwand und sie ehrerbietig grüßte.

„Etwa tausend Schritte von hier endet der Graben und Ihr könnt unbehindert an die andere Seite gelangen," sagte er, den Zügel ergreifend. „Erlaubt, daß ich Euer Rößlein zu dieser Stelle leite."

Ruma war über des Jünglings jähes Erscheinen und seine Anmuth so überrascht, daß sie ihn widerspruchslos gewähren ließ, obgleich seine Gestalt ihr deutlich zeigte, daß er dem feindlichen Reckenstamm angehöre.

Als das Ende des Grabens erreicht war und glattes Weideland vor Ruma lag, ließ er das Pferdchen los und trat, das Haupt neigend, zurück, um die Reiterin vorüber zu lassen. Anstatt jedoch Zephyr zu größerer Eile anzuspornen, hielt sie ihn vollends an und sagte sanft erröthend:

„Wer seid Ihr, Herr? — Sagt mir Euren Namen, daß ich Euch danken kann, wie sich's gebührt."

„Ich heiße Romar und bin Hünings Sohn, Ihr aber seid Ruma, die Prinzessin unserer feindseligen Nachbarn vom Sachsenstein," versetzte der Jüngling lächelnd.

Siedendheiß wallte es in diesem Augenblicke durch Rumas Adern und ohne zu wissen warum, hätte sie gern ihr halbes Reich hingegeben, wären alle die Neckereien und Streiche ungeschehen zu machen gewesen, welche die Zwerglein, und noch dazu meist auf ihr Geheiß, an den Recken verübten. Sie fühlte, daß sie auf diese Bemerkung etwas erwidern müsse, leider aber wollte ihr nichts Kluges einfallen und so sagte sie:

„Ihr kennt mich also?"

„O, schon lange! Ich habe Euch oft an den Fenstern Eurer Burg und auch auf Euren Streifereien durch den Wald gesehen und jedesmal bedauerte ich die Feindschaft, die uns trennt."

Der armen Ruma wurde nun noch heißer und schmollend erwiderte sie:

„Wer trägt die Schuld an dieser Feindschaft?"

„Wir doch keinesfalls, schöne Ruma, wir verhielten uns ruhig und friedlich, legten den Euern

nichts in den Weg und erlaubten uns keinen Eingriff in Eure Rechte. Ohne Ursache begann Elfing, Eu[er] Vater, uns zu quälen und zu schädigen, wo er n[ur] konnte —"

„Warum wolltet Ihr nicht von hier weiche[n], warum kamt Ihr überhaupt hierher, wo Euch do[ch] ringsum Thäler und Berge zu Gebote standen?" fi[el] die Prinzessin ein.

„Warum? — Weil es einen Jüngling unter un[s] gibt, den alles das, was er von der liebreizende[n] Prinzessin Ruma gehört hatte, mit unwiderstehliche[r] Gewalt in ihre Nähe zog!"

Ruma frug nicht, wer dieser Jüngling sei, den[n] sie wußte nur zu gut, daß er vor ihr stand und si[e] aus treuen Augen ansah, deren Blick ihr ein gan[z] eigenartiges Unbehagen verursachte.

„Seht Ihr unser Eindringen auf Eurem Bode[n] nun nicht in einem milderen Lichte, holde Prinzessin, und seid Ihr nicht auch der Meinung, daß es klüge[r] wäre, wollten wir uns die Hände reichen zu treuem Freundschaftsbunde? Elfing und Hüning so verbunde[n] können jeder Macht Trotz bieten, wären unbezwinglic[h] und kein fremder Fuß dürfte diesen Boden betreten ohne unsere Erlaubniß," sprach der Jüngling lebhaft.

Ruma neigte das blondgelockte Köpfchen und gab, ihre Ansichten mit einem Male wechselnd zu:

„Wohl möchte ein solches Bündniß unserem Volke von Nutzen sein!"

„Und nicht auch uns selbst?"

Die Prinzessin umging eine bestimmte Antwort, dem sie rief:

„Nur fürchte ich, daß mein Vater sich dem wider-tzen wird.“

„Laßt uns gemeinsam berathen wieso wir seinen iderstand besiegen können,“ bat Romar.

„Wie vermögen wir das, da Ihr unser Gebiet icht betreten dürfet — Ihr denkt doch nicht daran, f die Burg zu kommen?“

„Leider ist mir dies verwehrt! — Aber Ihr, höne Ruma, liebet den Wald und suchet ihn täglich uf. Er ist verschwiegen und wenn Ihr die Plätze ufsuchen wolltet, die ich Euch bezeichnen werde, können ir ungestört berathen. O, weiset meine Bitte nicht rück, mein ganzes Herz hängt an Ihrer Erfüllung!“ at der edle Reckenjüngling.

Ruma zögerte aber dennoch. Es war nichts leines, was man da von ihr verlangte, sie sollte in eimliche Zusammenkünfte mit einem der Feinde willigen? — O, vor wenigen Stunden noch würde sie eine solche Zumuthung entrüstet von sich gewiesen haben und nun — nun drängte es sie Romars Wünsche zu gewähren.

„Schwer wird es mir, o Romar, in Euren Vor-lag zu willigen,“ begann sie endlich, indem ihre Wangen erglühten, „doch ich will dieses Opfer bringen um Elfings und unseres Volkes willen. Morgen stellt Euch zur gleichen Stunde hier ein, ich werde kommen.“

„O, habt Dank, holdeste der Prinzessinen!“ rief Romar feurig. „Ich wußte es ja immer, die schöne Ruma kann nicht unsere Feindin sein, nicht die Ver-

blendung der Ihrigen theilen. Und weil ich gewiß war, daß Ihr alles mißbilliget, was man gegen uns unternahm, so verhinderte ich, daß es Euch mit Gleichem vergolten wurde."

„Lebet wohl," flüsterte Ruma, ihr Rößlein eilig wendend, um den Jüngling die Gluth zu verbergen, die abermals ihr Gesichtchen überzog, diesmal allerdings einem peinvollen Schamgefühl entspringend.

Nun verging beinahe kein Tag mehr, an welchem Ruma und Romar nicht zusammenkamen, um oft viele Stunden hindurch das Wohl ihrer Völklein, aber zwischenhindurch auch das eigene zu berathen, welches ihnen den reichsten Unterhaltungsstoff bot, seit sie ihre gegenseitige Neigung für einander entdeckt hatten. Leider aber boten sich ihnen keine sehr günstigen Aussichten, denn Elfing zeigte lange keine so versöhnliche Gesinnung und so oft sein Töchterlein auf die Friedens- und Bündnißvorschläge zurückkam, begann er ernstlich zu zürnen und erklärte hundertmale lieber auf Thron und Reich verzichten, als den frechen Nachbarn die Hand reichen zu wollen.

So ging der Sommer hin und noch immer wollte sich des Zwergenkönigs Sinn nicht wandeln. Ruma und Romar verzweifelten aber dennoch nicht, solange sie sich Tag für Tag sehen und sprechen durften, ließ sich ihr Geschick ertragen und da die kleine Prinzessin ein tapferes liebeglühendes Herzchen besaß, so ließ sie sich auch durch die rauhen Winde nicht abhalten, ihrem Romar einige Stündchen zu widmen. Diese Ausdauer sollte sie jedoch ins Verderben stürzen. Die

regelmäßigen Ausflüge seines Töchterleins, das Wetter mochte noch so ungünstig sein, und ihre späte Heimkehr erregten nämlich Elfings Verdacht, umsomehr als sie ihn nun unaufhörlich bat und quälte, er möchte sich doch endlich mit Hüning versöhnen. Selbst als er ihr strenge untersagte, je wieder davon zu sprechen, änderte dies nichts an der Sache.

„Da steckt etwas dahinter,“ dachte er, „und ich muß wissen, was es ist!“

Und dieser Gedanke kehrte immer und immer wieder, bis Elfing eines Tages seinen Rappen Blitz satteln und ihn langsam hinter dem milchweißen Zephyr einhertraben ließ. Ruma, nur mit der Freude des Wiedersehens beschäftigt, bemerkte nichts und begrüßte daher auch ihren Romar so zärtlich wie gewöhnlich, während der Vater, Wuth im Herzen, alles was vorging aufmerksam beobachtete.

Rasch vergingen dem liebenden Paar die kurzen Stunden des Beisammenseins und als sich die Heimkehr nicht länger mehr verzögern ließ, gab Romar der Geliebten bis in die Gegend des Weingartenloches das Geleite, an welchem Ruma vorüber mußte, um wieder nach der väterlichen Burg zu gelangen. Endlich mußte man aber doch scheiden und die Prinzessin setzte betrübt ihren Weg fort — eine lange Nacht lag ja vor ihr, ehe der ein neues Wiedersehen ankündende Morgen anbrach.

Sie war jedoch noch nicht weit gekommen, als plötzlich Elfing mit grimmer Miene an ihrer Seite erschien und sie zur Rechenschaft zog.

Erst war die arme kleine Ruma beinahe starr vor Schrecken, dann aber gewann sie doch die Fassung allmählig wieder und bekannte offenherzig, daß sie Romar liebe und ihm ewige Treue geschworen habe.

„Und Du meinst, daß ich mich an diesen Schwur kehren werde, ungerathenes Kind?“ tobte Elfing.

„Das weiß ich nicht, Vater, aber sicher magst Du sein, daß ich niemals einen andern Mann freien werde als meinen Romar!“ erklärte Ruma mit bescheidener Festigkeit.

„Oho, das wollen wir doch sehen — diesen Abend noch vermählst Du Dich dem Igmar, den ich ausersehen habe zu Deinem Gemahl!“

„Nimmermehr!“

„Du wagst mir zu trotzen?“ schrie Elfing, nach dem Zügel des Rößleins haschend.

Ruma jedoch, noch flinker als der Vater, war mit einem Satze zu Boden gesprungen und eilte so schnell wie möglich in die Höhle des Weingartenloches hinein, wobei sie einen Zauberspruch flüsterte, der Elfing der Macht beraubte, in dieses Asyl einzudringen.

Ein Wuthschrei entfuhr seinen Lippen, als er ihre List entdeckte, und ohne sich zu besinnen, sprach er einen fürchterlichen Bann aus, der die schöne, aber so ungehorsame Tochter für immer festhielt in dieser Höhle. Ein furchtbares Krachen wurde hörbar und die niederstürzenden Steinmassen thürmten sich vor dem Eingange zu einem undurchdringlichen Wall auf.

Da saß nun die reizende Ruma in dieser unwirthlichen Höhle gefangen und bedrängt von den

traurigsten Gedanken. Doch würde sie das alles noch gern ertragen haben, hätte sie nicht für Romar fürchten müssen, an welchem Elfing sicherlich Rache zu nehmen gedachte. Wie ihn warnen, da sie nicht zu ihm gelangen konnte und er keine Ahnung von dem Unheil besaß, das sie ereilt hatte? Der Gedanke an ihn und die Gefahren, die ihn bedrohen mochten, riß sie endlich aus ihrer dumpfen Verzweiflung. Durch Klagen und Weinen war nichts zu erreichen, nur energisches Handeln konnte sie vielleicht aus dieser Betrübniß befreien. Doch vergebens blieb alles Suchen nach einem Ausgang, einem Spalt im Gestein, durch den sie hätte hindurchschlüpfen können und so sank sie endlich ermattet auf den harten Boden nieder und ihr Schluchzen und Weinen erfüllte von neuem die Höhle.

Wie sollte es nun werden? — Um sich selbst bangte Ruma ja nicht, sie wußte ganz genau, daß Elfing sie aus ihrer Haft erlösen würde, doch sicherlich nicht eher als bis er an dem Reckenjüngling sein Müthchen gekühlt. Aber dann war es zu spät. Was halfen ihr Freiheit, Reichthum und Glück, wenn sie diese Güter nicht mit Romar theilen durfte, wenn er vielleicht todt und verdorben war? — Nein, dies durfte nicht geschehen, lieber zum äußersten Mittel greifen und sich alles dessen berauben, was ihr die Geburt bescheert hatte. Der Macht, sich in einen Bergbach zu verwandeln und diesen als Nixchen zu bewohnen, konnte sie Elfing nicht entkleiden, aber hatte sie einmal diesen Schritt gethan, dann gab es auch keinen Rückweg mehr, dann mußte sie für alle

Zeit eine Nixe bleiben, durfte ihr Haus von Krystall nur zu nächtlicher Stunde verlassen und konnte niemals auf Romars Burg ziehen als seine Hausfrau. Er konnte eine Andere lieben lernen und sie verlassen, die ihm alles geopfert hatte. — Aber was lag daran, wenn es seine Rettung galt?

Einen Augenblick darnach begann es zu rauschen und zu tosen, bis mit einem Male unter den Felsen ein schäumender Bergbach hervorsprudelte, der späterhin zur Erinnerung an die selbstlose Handlung der kleinen Prinzessin den Namen Ruhme erhielt.

Kaum aber, daß Ruma sich im Besitz ihrer durch ein so schweres Opfer erkauften Freiheit befand, verließ sie ihr neues Heim, um nach Hünings Burg zu eilen und den Geliebten zur Vorsicht zu mahnen.

Erschrocken fuhr Romar in die Höhe, als feuchte Nixenfingerchen sein Auge berührten, den Schlaf verscheuchend, und er sein schönes Lieb in einem grünlich schimmernden Gewande, Schilfgewinde im Haar, von welchem glitzernde Wasserperlen niederfielen, vor sich stehen sah.

„Ruma, was ist mit Dir vorgegangen?“ rief er halb erstaunt, halb erschrocken.

Ruma aber sank an seine Brust und erzählte ihm Alles, was sich seit ihrer Trennung am Abend ereignet hatte.

„Elfing soll diese Schandthat büßen!“ rief er im höchsten Zorn. „Du aber, mein süßes Lieb, sollst nicht durch Undank gelohnt werden. Kann sich auch unser schöner Traum nicht mehr erfüllen, kannst Du niemals

mein Weib werden, so werde ich Dir doch all mein Leben lang die Lieb' und Treue bewahren. Dein bin ich und Dein bleibe ich, unser Glück wird nicht kleiner sein, weil es den Augen der Welt verborgen bleiben muß."

Am folgenden Tage zogen die Recken gegen den Sachsenstein, zerstörten die herrliche Burg bis auf den letzten Stein und bannten Elfing und seine Manen in das Innere des Felsens hinein, den sie niemals wieder verlassen durften. Der schönen Nixe aber bewahrte Romar unverbrüchliche Treue und als er nach vielen, vielen Jahren endlich einmal nicht wiederkehrte von seiner nächtlichen Wanderung und auch nirgends zu finden war, da sagte man, er habe sich das Nixenheim nun zur dauernden Wohnstatt erwählt.



19. Die Schönburg bei Altenbrak.

In der stattlichen Burg war es so still und traurig wie niemals, ehe Herr Ludwig sein einziges Kind von sich gestoßen hatte, weil es ihm den Gehorsam weigerte und nicht lassen mochte von dem edlen Jüngling Udobald, der aus dem fernen Frankenlande gekommen war, um in fremden Gauen Ehre und Erdengut zu suchen und eine Jungfrau gefunden hatte, die um seinetwillen Heimat und Eltern, Glück und Reichthum verließ. Sein sangeskundiger Mund, die süßen Töne

seiner Laute hatten sie bestrickt und bitteres Leid in die Schönburg getragen.

Frau Katharina trug ihren Kummer in stiller Ergebung, keine Klage kam über ihre Lippen, nur in der Nacht flossen ihre Thränen, rief sie sehnsüchtig den Namen ihrer Tochter, die ihr für immer verloren war, die vielleicht in Elend und Trübsal schmachtete. Anders der Ritter. Zwar sprach auch er niemals von der Verstoßenen, die einst sein Stolz, seine Freude gewesen war, aber ein böser Geist hatte ihn erfaßt und verwandelt. Wortkarg und finster irrte er oft noch zu mitternächtiger Stunde durch die Gemächer und Gänge der Burg wie Einer, dem das Gewissen keine Ruhe läßt oder in dessen Kopf etwas in Unordnung gerathen ist, und bei Tage konnte er stundenlang im einsamen Thurmgemach sitzen und hinausstarren in die Gegend, ohne daß dieser Anblick ihn erheiterte. Sein war Alles, was er von dort aus erblickte, und noch mehr, viel mehr war sein, bis nach Thale hinaus erstreckte sich sein Besitz; aber er besaß keinen Erben, Land und Leute gingen einst in fremde Hände über.

Mit tiefer Betrübniß sah die gute Edelfrau, wie der Gram an dem Gemahl nagte, wie er den einst so stattlichen Mann vorzeitig in einen gebrochenen Greis verwandelte und doch durfte sie ihn nicht freisprechen von jeder Schuld. — Warum war er unerbittlich geblieben, als Hilda weinend zu seinen Füßen lag und ihn beschwor, sie nicht so hart zu strafen um der Neigung willen, die sie im Herzen trug? Hatte denn nicht er selbst Wohlgefallen gefunden an dem

Jüngling und ihn darum so ungebührlich lange zurückgehalten in der Burg, so die Flamme nährend, welche die beiden jungen Seelen verzehrte? — Und endlich, was machte den Frankenritter unwerth, sein Eidam zu werden, war er nicht ebenso edlem Stamme entsprossen wie Herr Ludwig, bewies er nicht bei jeder Gelegenheit hohen Muth? — Und seine Armuth? — Nun, auf der Schönburg bedurfte man doch wahrlich des Reichthums nicht! — — — — — — — — — — — —

In einer Nacht, als der Schlaf, wie es so oft geschah, wieder einmal Herrn Ludwigs Lager floh, erhob er sich und trat ans Fenster, die brennende Stirn an den Scheiben zu kühlen. Lange stand er so, bis dann plötzlich ein Schreckensruf seinen Lippen entfloh und er wie gebannt niederstarrte in die Tiefe. Quer über den Burghof schritt ein weißer Hirsch!

Der Ritter kannte diese Erscheinung nur zu gut und nicht umsonst erbebte er bei ihrem Anblick. Sie zeigte sich jedesmal, wenn seinem Hause ein Schicksalswechsel bevorstand. Glühten des Hirsches Augen wie in einem überirdischen Glanz, dann zeigte er ein frohes Ereigniß an, waren sie dagegen wie todt und erloschen, dann drohte schweres Unheil. Niemals noch hatte der Hirsch getrogen; auch wenige Tage vor Hildas Flucht war er erschienen vor der Burg.

Und heute, glühten seine Augen oder waren sie glanzlos und dunkel? — „Mein Gott, mein Gott. lasse sie mich sehen nur eine flüchtige Sekunde lang!“ rang es sich aus des Ritters angstbeschwerter Brust. — Doch ungehört verhallte seine Bitte, des Thieres

Kopf wandte sich nicht herum und bald war es hinter der Burg verschwunden.

Wie seltsam, was sollte das bedeuten? Stets ließ der Hirsch seine Augen sehen — warum nur diesmal nicht? —— Herr Ludwig fand in dieser Nacht keine Ruhe mehr, Angst und Aufregung hielten ihn gefangen, er wußte nicht, ob er hoffen oder fürchten solle. Und Niemand, Niemand, dem er mittheilen durfte,, was sein Auge erblickt, denn seiner ohnehin schon so schwer bedrückten Hausfrau durch seine Erzählung eine neue Sorge zu bereiten, davor scheute er sich.

Endlich leuchtete im Osten ein bleicher Strahl, der erste schwache Schimmer des nahenden Morgen. Der Ritter athmete erleichtert auf. Nun war er doch wenigstens erlöst aus dieser bangen Haft und durfte hinaus in Feld und Wald. Unter den mächtigen Baumkronen, die sich zum hohen Dome wölbten, kam ihm vielleicht Rath und Trost.

Und einem unbezwinglichen Drange gehorchend, schlich er sich die Treppe hinab und in den Stall, wo er seinen Renner sattelte. Ein leichter Hornton, und die schwere Zugbrücke ging rasselnd nieder, Herr Ludwig verließ seine Burg.

Unten angekommen, blickte er noch einmal zurück und dabei wurde ihm ganz eigen weich und weh ums Herz. Würde er sein Haus, sein Weib wiederfinden wie er sie verließ? — Der Hirsch, der Hirsch! was hatte er verkündet, Leid oder Freude?

Dann gab er dem Rosse die Sporen und jagte hinein in den dunkeln, den geheimnißvoll flüsternden

Wald. — Er war jedoch noch nicht weit geritten, als es im Laube leise zu rauschen begann und der weiße Hirsch mitten auf seinem Pfade erschien.

Jähes Entsetzen erfaßte den Ritter, am hellen Tage und außerhalb der Burg war das Thier noch nie sichtbar geworden. Schon wollte er sein laut wieherndes Pferd herumwerfen zu rascher Flucht, als sich der Hirsch ihm zuwandte und er sah, wie von den sanften Augen ein wunderbares Strahlen und Leuchten ausging.

Fromm faltete der Ritter die Hände und aus tief bewegtem Herzen sprach er:

„Mein Gott, ich danke Dir für diese frohe Verheißung!"

Im selben Augenblicke setzte sich das Pferd von selbst wieder in Bewegung und lustig sprang das Hirschlein vor ihm her, jedesmal stehen bleibend, wenn der Ritter rastete, so daß dieser bald erkannte, es wolle ihm den Weg zeigen, den er verfolgen solle.

So ging es lange fort, immer tiefer hinein in den Wald und Mittag mußte schon eine ziemliche Weile vorüber sein, trotzdem gönnte sich Herr Ludwig keine längere Ruhe, es drängte ihn zu sehr, ans Ziel seiner Reise zu gelangen. Endlich lichtete sich der Wald aber doch und der Reiter gelangte auf eine große Waldwiese, an deren jenseitigem Ende eine hölzerne Hütte stand.

Er war von dem langen Ritt auf beschwerlichen Wegen so müde geworden, daß er ungeachtet seiner Ungeduld in derselben Einkehr zu halten beschloß, um

sich zu laben und von den Bewohnern zu erfragen, in welcher Gegend er sich befinde. Auch das Hirschlein schien mit diesem Plane einverstanden zu sein, denn es lief geradenwegs auf die Hütte zu und schmiegte sich zärtlich an einen kleinen Knaben, der vor derselben spielend im hohen Grase saß.

Mit großen Augen betrachtete sich der Junge den stattlichen Reitersmann, welcher vor der Hütte abstieg, wo man sicherlich nicht gewohnt war, solche Gäste zu sehen. Mit einem Male aber sprang er auf und eilte, ohne des Ritters Rufe zu beachten, um die Ecke.

Herr Ludwig sah sich eine Weile um, als er aber nirgends eine menschliche Seele zu entdecken vermochte und seine fragenden Rufe ohne Antwort blieben, trat er in das Innere des Häuschens, welches ebenso ärmlich war wie sein Aeußeres, doch so nett und reinlich, daß die einfachen Geräthe im hereinfallenden Sonnenlicht förmlich blitzten.

Als Herr Ludwig auch hier Alles still und einsam fand, wollte er sich wieder entfernen, wie er aber die Thüre öffnete, sah er sich einem jungen Weibe gegenüber, welches den Knaben an der Hand führte und höflich nach seinem Begehren frug.

Der Ritter jedoch, anstatt zu antworten, starrte beinahe entsetzt in das liebliche Gesicht der Frau, um endlich zitternd zu stammeln:

„Hilda — mein Kind — bist Du es —?!“

„Vater!“ schluchzte nun auch sie auf, beide Arme um Herrn Ludwigs Hals schlingend und ihn bedeckend mit ihren Küssen und Thränen.

„Das ist der Großvater?“ frug das Kind, indem er versuchte, an dem Ritter hinaufzuklettern.

Herr Ludwig aber nahm den Knaben in seine Arme und es wurde ihm ganz eigen weich und weh zu Muthe, als er in das rosige Gesicht seines Enkelsohnes blickte, der durch seine Schuld und Härte keine andere Heimath besaß, als diese dürftige Waldhütte.

„Die Vergangenheit soll vergessen und vergeben sein, Hilda,“ sagte der Ritter in tiefer Rührung. „Dein und Deines Kindes Heim ist wieder meine Burg, denn Du wurdest hart genug bestraft für Deinen Ungehorsam.“

„Bestraft, Vater? — Ja und nein! Freilich war es mir hart, daß Ihr mir grolltet und die Sehnsucht nach Euch und der Mutter wollte mich schier verzehren, bereuen konnte ich aber darum doch nicht, was ich gethan habe, denn einen besseren, einen edleren Mann als meinen Udobald gibt es nicht. Und dann, Vater, müßt Ihr nicht urtheilen nach dem bescheidenen Plätzchen, welches uns jetzt zur Wohnstätte dient. Nicht immer trug ich ein kurzes Wollenröckchen wie heute und wir haben in Königshöfen und Schlössern gewohnt, gern gesehene Gäste um Udobalds willen, dessen Sang alle Herzen bezwingt. Wohin wir kamen, wurde uns reicher Lohn zu Theil und wenn ich Euch meine Truhen öffne, werdet Ihr sehen, was wir unser eigen nennen an blankem Golde und köstlichem Geschmeide. Mich aber litt es nicht länger mehr in der Fremde, und mitten im Glanz uud Glück wollte ich mich zu Tode weinen, gedachte ich Eurer

und der trauten Heimath in diesen Bergen. So führte mich mein guter Udobald, mir zu Liebe Alles opfernd, hierher und wir bargen uns und unser Glück in dieser armen Hütte, die wir verlassen fanden von ihrem Herrn. Hier wollte ich ungekannt leben, hoffend, Euch sehen und Euer Herz durch meinen kleinen Ludwig rühren zu können. — Dies, Vater, ist meine Geschichte!“

Ernst hatte der Ritter diesem Berichte gelauscht, jetzt aber, von Rührung übermannt, zog er Hilda an sich und sagte:

„Du bist ein gutes Kind und um Deinetwillen will ich auch Deinem Udobald verzeihen und ihn als meinen Sohn betrachten. Wo ist er?“

„Er ging in die Berge und wird nicht heimkehren ehe die Nacht anbricht. Doch laßt es Euch bei uns gefallen, Vater, und nehmt fürlieb mit dem Wenigen, das wir Euch zu bieten haben. Zu weit ist der Weg nach der Schönburg, als daß Ihr heute noch heimkehren könntet.“

Am andern Morgen brachen die Wiederversöhnten auf, begleitet von dem lustigen Hirschlein, welches schon seit vielen Wochen dem kleinen Ludwig ein trauter Spielgefährte und so zahm wie ein Hündchen war. Auch in der neuen Heimat wich es nicht von des Knaben Seite und ließ sich die gute Pflege wohlgefallen, die ihm beide Familien verschwenderisch zu Theil werden ließen.

Ein gespenstischer Hirsch jedoch ließ sich von dieser Stunde an auf der Schönburg nimmer wieder sehen.



20. Zellerfeld.

Es ist schon lange her, da lebte in dem harzer Bergstädtchen Zellerfeld ein Bergmann namens Georg Brechtner, der in der ganzen Gegend für den besten Häuer galt und deßhalb auch bei allen seinen Vorgesetzten sich großer Beliebtheit und Bevorzugung zu erfreuen hatte, so daß er oft fürchtete, seine Kameraden möchten ihm darob gram werden. Dies war jedoch nicht der Fall, seine Tüchtigkeit wurde beinahe von Allen neidlos anerkannt, denn Georg war ein friedsamer Bursche, dienstwillig, hülfsbereit und freigebig, ohne verschwenderisch zu sein.

So hatte er manches Jahr zufrieden und glücklich in der neuen Heimath gelebt, als er bei einer Festlichkeit, die zu Ehren des Landesfürsten stattfand und zahlreiche Gäste aus den Nachbarorten nach Zellerfeld brachte, das schöne Töchterlein eines Bergmeisters aus Klausthal sah. Von dieser Stunde an war es mit seinem Herzensfrieden vorbei, er verrichtete seine Arbeit schweigend und wenn er gerade einmal in einem Augenblick des Vergessens ein Liedchen anstimmen wollte, so brach er doch sicherlich gleich wieder ab, als hätte er sich eines Vergehens schuldig gemacht. Seinen Kameraden entging diese Veränderung ebensowenig wie seine regelmäßigen Sonntagswanderungen nach Klausthal, wo er sich stets um das Haus des Bergmeisters herumtrieb, und so hatten sie denn bald herausgefunden, daß die schöne Barbara die Ursache

seines ungewohnten Trübsinns sei. Dieser Entdeckung folgten natürlich, wie dies so zu gehen pflegt, allerlei unschuldige Neckereien, die der arme Georg mehr oder minder geduldig über sich ergehen ließ.

„Laß doch den Kopf nicht so kläglich hängen," rief eines Abends ein dem Georg befreundeter Bergmann, „ein Bursch wie Du, hat's wahrlich nicht nöthig. Wenn das Mädel nur ein klein wenig Hirn im Kopfe hat, so braucht ihr nicht erst ein Anderer zu sagen, daß es hier herum nicht leicht einen besseren und schmuckern Kerl gibt als Du bist!"

„Was hilft das Alles," gegenredete jedoch Brechtner traurig, „sie ist eines Oberen Tochter und der alte Schmidtlein ist weit und breit bekannt als ein gar harter Mann, der sehr viel hält auf seine Würde und sein Geld. Ihr wißt es ja, daß ihm ein großes Erbe zugekommen ist von einer Anverwandten, die irgendwo im Fränkischen wohnte. Meint Ihr, er würde sein Kind einem armen Häuer zum Weibe geben?"

„Ach was, nur nicht so zaghaft! Du verdienst genug, um Weib und Kind ernähren zu können, wozu brauchst Du des Alten Geld? Mach's mit dem Mädel fertig; sie sagt gewiß nicht nein, hab's schon oft gesehen, wie sie verstohlen zu Dir hinüber guckt, wenn Du in der Nähe bist und dann allemal roth wird wie eine Pfingstrose."

„Meinst Du, daß sie mich bemerkt?"

„Das kann jedes Kind sehen. Also muthig gehandelt, wer etwas erreichen will, darf seine Zeit nicht mit Bangen und Zagen verlieren. Glück auf, Georg!"

„Glück auf!“ riefen nun auch fröhlich die andern Männer, die mit den Beiden an einem Tische saßen.

Dem armen Georg wollten diese Worte nicht mehr aus dem Kopfe, wo er stand und ging mußte er sie wiederholen und wenn er der Möglichkeit gedachte, die liebliche Barbara könnte am Ende gar seine stille Neigung erwiedern, dann jagte sein Blut siedendheiß durch die Adern. Zu muthigem Handeln konnte er sich aber darum doch nicht entschließen, einmal weil er von Natur aus etwas schüchtern war und sehr gering von sich dachte, dann aber auch, weil er sich überzeugt fühlte, daß ihn der Bergmeister mit Schand' und Spott aus dem Haus weisen würde. Durfte er unter diesen Umständen dem Mädchen nahen hinter ihres Vaters Rücken und gegen seinen Willen sich in ihr Herz zu stehlen suchen und sie etwa für Lebenszeit unglücklich machen?

So oft er sich diese Frage vorlegte, so oft lautete die Antwort darauf: „Nein und hundertmal nein!“ — Und da Georg grundehrlich und streng gewissenhaft war, so enthielt er sich eines jeden Versuches, sich mit der lieblichen Barbara Schmidtlein in ein geheimes Einverständniß zu setzen, obgleich nun auch er bemerkte, wie sie ihn gar so freundlich und ermunternd ansah und auf ein Wort von ihm zu warten schien. Dem Verlangen, sie wenigstens aus der Ferne zu beobachten, vermochte er aber doch nicht zu widerstehen und ungeachtet der Vorwürfe, welche er sich machte, ging er doch jeden Sonntag wieder nach Klausthal.

Einstmals nun, als er abermals nach dem

Nachbarstädtchen wanderte und etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, traf er mit dem Mädchen zusammen, welches ihn so freundlich begrüßte, daß er es nicht über's Herz brachte, mit stummem Gruß vorüberzugehen. Ein Wort gab das andere und da sich Barbara ebenfalls auf dem Wege nach Klausthal befand, so blieb dem jungen Bergmann nichts übrig, als sie zu begleiten, ein Anerbieten, welches freudig angenommen wurde. Sie klagte jedoch sehr bald über Ermüdung und man ruhte ein Weilchen auf einem abgehauenen Baumstumpf, der gerade für zwei Menschen Raum bot, wenn sie sich nicht scheuten, recht dicht an einander zu rücken. Georg wollte freilich nicht niedersitzen, aber das Mädchen gab nicht nach, und so ließ er sich endlich an ihrer Seite zu traulichem Geplauder nieder, welches damit endete, daß man sich ewige Lieb' und Treue schwur.

„Aber Dein Vater, Barbara?“ seufzte der junge Mann, als sich der erste Freudenrausch ein wenig verflüchtigt hatte und die ruhige Ueberlegung wieder in ihre Rechte trat.

„Toben und schimpfen wird er, daß mir jetzt schon angst und bange wird, wenn ich nur daran denke,“ erwiderte Barbara nun ebenfalls beklommen, „wenn wir aber standhaft bleiben, so kommt uns vielleicht doch ein guter Geist zu Hülfe. Daß ich niemals des Schichtmeisters Weib werde, das habe ich ihm gesagt und er ist schon darüber ganz wüthend geworden. Aber das thut nichts, ich bleibe Dir darum doch treu, herzlieber Georg.“

Die folgende Woche verging für den armen Brechtner in bangen Zweifeln. Daß seine Bitte bei dem Bergmeister keine freundliche Aufnahme finden würde, stand schon nach dem, was er von Barbara gehört hatte, außer Frage, und weil dem so war, so machte er sich bittere Vorwürfe über seine Schwäche. Er hätte sich unter keiner Bedingung das Geständniß seiner Liebe entreißen lassen dürfen, er hätte klüger und besonnener sein sollen als das Mädchen.

Wie er es vorausgesehen hatte, so traf es ein. Als Georg am darauf folgenden Sonntag klopfenden Herzens vor den alten Schmidtlein hintrat, um die Hand seiner Tochter zu werben, erfaßte diesen ein so gewaltiges Erstaunen über diese Kühnheit, daß er einen Augenblick sprachlos blieb. Bald aber schüttelte er diese Erstarrung ab und nun ergoß sich eine solche Fluth von Schmähungen über den armen Häuer, daß diesem Hören und Sehen verging.

Was er denn glaube und wofür er sich wohl ansehe, daß er, ein armer Lump von einem Bergmann, ein gewöhnlicher Arbeiter, ein Mensch ohne Hab und Gut, um sein, des Bergmeisters Kind, anzuhalten wage! Das Heirathsgut des Mädchens, der vermögliche Vater steche ihm jedenfalls in die Augen und er wolle versuchen, ob er nicht etwa doch durch Frechheit eine Frucht erhaschen könne, die nicht für ihn gewachsen sei. Aber er wolle schon dafür sorgen, daß ihm solch' hochfliegende Pläne gründlich ausgetrieben würden!

In dem armen Georg kochten Scham und Zorn,

als er sich so verdächtigen hörte, wo er sich doch keiner niedrigen Gesinnungen bewußt war und er bedurfte seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht zu vergessen, daß ein Oberer, daß Barbaras Vater vor ihm stand.

„Ihr thut mir Unrecht und seid in einer argen Täuschung befangen, Herr Bergmeister, wenn Ihr meint, daß gewinnsüchtige Absichten mich treiben," erwiderte er mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu verleihen strebte. „Gebt mir Eure Tochter, und ich will mich gern eidlich verpflichten, auf jede Mitgabe und auch auf jedes Erbe zu verzichten. Uebrigens bin ich nicht so arm, als Ihr denkt. Ich war stets fleißig und sparsam, so daß ich mir ein recht nettes Sümmchen erübrigen konnte, groß genug, um ein eigen Häuschen, ein Feld und eine Kuh zu kaufen. Und was die Zukunft betrifft, nun, ich habe zwei kräftige Arme und will sie gern regen, wenn es gilt, Brot zu schaffen für meine Familie!"

„So, nun möchtest Du den Uneigennützigen spielen und denkst im Geheimen, das könne Dir nichts schaden, denn ehe der alte Schmidtlein sein Kind Noth leiden läßt, rückt er doch mit den Batzen heraus!" rief der Bergmeister, neuerdings eine lange Reihe von Schmähworten an diese Bemerkung knüpfend, um den armen Brautwerber endlich aus dem Hause zu weisen.

Als Georg aufgeregt und bekümmert sich auf den Heimweg machte, da sagte er sich im Stillen: „Das kommt davon, wenn man gegen seine bessere Ueber-

zeugung und sein Gewissen handelt. Klagen darf ich nicht, denn ich habe es nicht anders verdient."

Er war jedoch noch nicht weit gekommen, als Barbaras zierliche Gestalt hinter einem Busch hervorschlüpfte, wo sie seiner geharrt hatte, um von ihm selbst das Ergebniß seiner Unterredung mit dem Vater zu vernehmen.

„Laß gut sein, mein armer Georg, und gräme Dich nicht, es bleibt darum doch Alles beim Alten zwischen uns!" sagte das liebe Mädchen, seine Hand drückend.

„Nein, nein, Barbara, es geht nicht, und wenn Du mein liebes Mädchen bist, so wirst Du mich vergessen und alle die thörichten Worte, die wir zu einander gesagt haben. Ich will nicht, daß Du Dich um meinetwillen in Unglück und endlosen Kummer stürzest. Wozu hilft der Kampf, wenn man klar vorhersehen kann, daß man doch unterliegen wird?"

„Das wollen wir erst sehen; der liebe Gott wird treu Liebende nicht verlassen! — Wie ich heimkomme, gehe ich zum Vater und sage ihm, daß niemals ein Anderer mein Gatte wird, als der Georg Brechtner. Will er es nicht zulassen, dann nehme ich den Schleier."

„Nein, nein, Barbara, Du darfst Dich nicht für mich opfern."

„Red' nicht so, wenn Du mir gut bist und laß mich machen, wie es mir recht erscheint," zürnte das Mädchen.

Georg ließ sich schließlich gegen seinen Willen von ihren lieben Worten überzeugen und als sie

schieden, da tauschten sie nochmals das Versprechen, standhaft zu bleiben und treu zusammen stehen zu wollen in allem Leid und Ungemach.

Der Bergmeister tobte mit seiner Tochter nicht weniger, als mit Georg, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, ihren Widerstand zu brechen, worüber er in eine solche Wuth gerieth, daß er den ersten freien Tag benützte, um den Inspektor aufzusuchen, unter welchem auch jene Grube stand, in der Georg arbeitete. Mit heftigen Worten klagte er den jungen Bergmann an, seine Tochter entführt und ihn selbst bedroht zu haben, bis der Inspektor versprach, für die Bestrafung des Schuldigen Sorge tragen zu wollen.

So leicht ging die Ausführung dieses rachsüchtigen Planes jedoch nicht, indem der Bergmeister keine Beweise für die Vergehungen beizubringen vermochte, deren er Georg beschuldigte, für den seine Kameraden wie seine unmittelbaren Vorgesetzten so einmüthig einstanden, daß Schmidtleins Ränke zu keinem Erfolge führten.

„Mach' Dir kein schweres Herz, Georg," tröstete ihn der gutmüthige Schichtmeister, „anhaben können sie Dir nichts, denn daß Du Dich in die Barbara vergafft hast, ist wohl ein dummer Streich, doch kein Verbrechen, und wenn sie etwa meinen, ich würde mich dazu verstehen, Dich abzulegen, um dem Herrn Schmidtlein zu Gefallen zu sein, so soll mir's leid thun. So lange ich auf meinem Posten bleibe, bleibst Du auf dem Deinigen, und müßte ich die Sache vor den Oberbergrath selbst bringen!"

Der Beistand und die Theilnahme, die er allenthalben fand, waren für Georg in seinen Drangsalen allerdings ein Trost, seines Herzens schweres Leid und die bitteren Selbstvorwürfe, die er sich machte, vermochten sie aber doch nicht zu lindern. Er wurde immer schwermüthiger und trug sich oft mit dem Gedanken, Zellerfeld für immer zu verlassen, bange brauchte ihm ja nicht zu sein, ein geschickter Bergmann findet überall sein tägliches Brot. Wenn er trotzdem noch immer damit zögerte, so geschah es nur um Barbaras willen, die ihm erklärt hatte, eine solche Trennung brächte ihr den Tod.

Einmal, Georg arbeitete gerade an einem ganz abgelegenen Orte, mit kräftiger Hand das harte Gestein bearbeitend, wobei er sich nach Herzenslust seinen trüben Gedanken überlassen konnte, übermannte ihn sein Leid und er brach in lautes Schluchzen aus. Plötzlich aber berührte ihn eine Hand an der Schulter und als er aufsah, bemerkte er einen riesenhaften Mönch, auf dessen dunkle Kutte ein langer silberweißer Bart niederwallte und der ein langes Unschlittlicht in der Hand hielt, welches eine ungewöhnliche Helle verbreitete.

Erschrocken fuhr er zurück, denn er erkannte wohl, daß der sogenannte Bergmönch vor ihm stand, von dessen Walten in den Gruben er von den Kameraden schon allerlei vernommen hatte, der ihm aber niemals noch in den Weg getreten war.

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten," lachte da der Mönch gutmüthig, „sage mir lieber, warum Du

wie ein kleines Kind mit Weinen die kostbare Zeit vergeudest, anstatt zu arbeiten?“

Erzählen sollte er seine Leidensgeschichte? — Warum nicht? Er hatte sie ja schon so vielen erzählt, die ihm nicht helfen konnten, weßhalb sollte er es nicht wieder thun, wenn ihn einer dazu aufforderte, der ihm wohl helfen konnte, wenn er wollte? — Und so ließ er sich nicht lange bitten, sondern schilderte freimüthig, wie er Barbara kennen und lieben gelernt und welche Aufnahme seine Werbung beim Bergmeister gefunden hatte.

Der Bergmönch hörte aufmerksam zu, wie aber Georg seinen Bericht beendet hatte, erhob er sich und ging schweigend davon, ohne sich um des Häuers Erstaunen zu bekümmern, der jedenfalls ein Wort des Trostes eher erwartet hatte, als diesen plötzlichen Aufbruch.

„Na, was nicht ist, kann noch kommen,“ dachte Georg und machte sich mit neuem Muth an die Arbeit. „War es wirklich der Bergmönch, so ist mir geholfen, der verläßt keinen, der ordentlich ist und seiner Hülfe bedarf; vielleicht aber hat sich einer meiner Freunde einen Scherz mit mir gemacht.“

Georg arbeitete unverdrossen fort, bis es Zeit war, Schicht zu machen, dann nahm er sein Gezähe zusammen und rüstete sich zur Ausfahrt. Er hatte jedoch kaum einige Schritte in der Strecke vorwärts gethan, als plötzlich der Bergmönch wieder vor ihm stand und ihm ein Lederbeutelchen entgegenhielt, welches sich durch ungewöhnliches Gewicht auszeichnete.

„Nimm das," sagte er, „mach' es aber erst am Morgen auf und sage Niemanden ein Wort darüber. Jede Plauderhaftigkeit wird von mir hart gerächt."

Georg dankte dem Mönch und suchte zum ersten Mal nach langer Zeit in freudiger Stimmung sein bescheidenes Zimmerchen auf, wo es seine erste Sorge war, den Beutel in einem Schrank zu bergen.

Die Ungeduld störte jedoch seinen Schlaf, und kaum daß der Tag graute, eilte er zu dem Schrank, nahm seinen Beutel heraus und leerte den Inhalt auf den Tisch, der nun über und über mit Goldkörnlein bedeckt war.

Als Georg diesen reichen Schatz vor sich ausgebreitet sah, begann er zu jauchzen wie ein Kind, bis sich eine neue Sorge in sein Herz schlich. Reich war er nun allerdings, vielleicht sogar reicher noch als der hochmütige Bergmeister. Doch wie sollte er das Gold verwerthen, wie seinen plötzlichen Reichthum rechtfertigen? Würdeu seine Vorgesetzten, seine Kameraden nicht denken, er habe sich das Gold unrechtmäßig angeeignet, würden sie ihn nicht für einen Dieb ansehen? Und wer es ihm gegeben hatte, das durfte er ja nicht sagen.

Rasch raffte er die glänzenden Körnlein wieder zusammen, schob sie in den Beutel und verbarg diesen neuerdings im Schrank.

Nein, er durfte von diesen Schätzen keinen Gebrauch machen. Hundert Male besser arm und unglücklich bleiben, als sich einem entehrenden Verdacht aussetzen und die Achtung der Genossen verlieren.

So verging beinahe ein halbes Jahr, ohne daß Georg seinem Entschlusse untreu wurde und ohne daß er den Bergmönch wieder zu sehen bekam, bis er eines Tages abermals vor einem ganz einsamen Orte lag und mitten in eifriger Arbeit den Berggeist vor sich stehen sah, der auch diesmal einen ledernen Beutel in der Hand hielt.

„Du bist ein braver Bursche,“ sagte er, „und hast es nicht eilig, Deinen Schatz im Gasthause zu vergeuden und Dich damit zu prahlen. Darum bringe ich Dir noch mehr. Du wirst nun so reich sein, daß Du den halben Ort Zellerfeld aufkaufen kannst.“

Georg jedoch nahm dem Mönch das Geschenk nicht ab, sondern sagte:

„Ich danke Dir, Du guter Herr der Berge, aber ich kann Dein Gold nicht gebrauchen.“

Der Bergmönch sah ihn eine Weile starr an, dann ließ er sich dem Häuer gegenüber auf einer Bank nieder und frug mit gutmüthigem Spott:

„Warum nicht — bist Du ein zu großer Herr etwa, um von mir ein Geschenk anzunehmen?“

O das nicht; ich weiß wohl, daß ich nur ein armer Teufel bin, aber wenn auch, für unehrlich möchte ich doch nicht angesehen werden und dies würde sicher der Fall sein, wenn ich plötzlich über so vieles Geld zu gebieten hätte, über dessen Erwerb ich mich nicht ausweisen kann.“

Der Bergmönch blieb eine Weile stumm, dann aber warf er dem Häuer den Beutel in den Schoß und sagte:

„Nimm es nur, ich will die Sache schon in Ordnung bringen.“

Damit verschwand er so plötzlich wie er gekommen war.

Georg steckte den Beutel zu sich und verfuhr mit ihm genau so, wie mit dem ersten; am folgenden Morgen jedoch ging er viel später daran, seinen Inhalt zu untersuchen, denn er war überzeugt, abermals Goldkörner zu finden. Wie groß war daher sein Erstaunen, als ihn statt dieser eine reiche Menge schön geprägter, gangbarer Goldmünzen entgegenfielen, mit deren Zählung er gar nicht fertig werden konnte. Und als er zufällig an das erste Beutelchen rührte, öffnete sich dieses und er sah, daß sich jetzt auch hier solche Münzen befanden.

Als Georg diese seltsame Verwandlung sah, schöpfte er neue Hoffnung, einmal, weil er daraus zu ersehen glaubte, daß der gute Bergmönch der freundliche Beschützer aller braven und armen Knappen, ihm allerwegen beistehen würde, und dann auch, weil er solche Münzen eher verwerten konnte, als rohe Goldkörner, deren Besitz unbedingt einen häßlichen Verdacht auf ihn gelenkt hätte.

Und daß der Bergmönch sich seiner wirklich auch noch weiterhin annahm, sah er schon in den nächsten Tagen, denn wie er eines Morgens sein Häuschen verließ, um einzufahren, trat ihm der Briefbote entgegen und gab ihm einen großen, amtsmäßig aussehenden Brief. Derselbe kam von einem Notar aus den bayrischen Landen, der ihn von einem Vermächt-

niß benachrichtigte, welches ihm von einer uralten Verwandten zugefallen war. Ob es viel oder wenig sei, stand nicht darin, sondern nur die Aufforderung, Brechtner solle kommen und sein Erbe holen.

Nun war ihm geholfen, und wenn er zurückkam, konnte er des Bergmönchs Geschenk für sein Erbe ausgeben, dadurch entging er allen Verdächtigungen und lästigen Fragen, mit welchen man ihn sonst sicherlich bestürmt haben würde.

Obgleich Georg nur etwa zwei Monate fortblieb, fand er bei der Rückkehr nach Zellerfeld doch manches verändert. Der Schichtmeister, den Barbara hatte heirathen sollen, war nun der Verlobte eines reichen Mädchens aus Sachsen und der Bergmeister Schmidtlein hatte einen großen Theil des Geldes, welches ihn so stolz machte, durch den Zusammenbruch eines Bankhauses verloren. Infolgedessen that er auch gar nicht mehr so hochmüthig gegen den früher verachteten Brechtner, denn die Kunde von der reichen Erbschaft, die er gemacht, war ihm vorangeeilt, und Schmidtlein zeigte sich nun ganz gern bereit, ihn als Schwiegersohn aufzunehmen.

Drei Monate später fand die Hochzeit des jungen Paares statt, an der auch ein fremder Jäger theilnahm, der im Augenblick erschienen war, wo sich der Zug zur Kirche begeben wollte und gebeten hatte, im Hause des Bergmeisters ein Weilchen von den Strapazen der Jagd ruhen zu dürfen. Diese Bitte war ihm nicht nur gewährt worden, sondern man bat ihn, da-

zubleiben und an dem schönen Feste theilzunehmen, was er auch that.

Wie er sich aber in später Nacht entfernte, rief er die Braut zur Seite und überreichte ihr ein kleines Tannenbäumchen, das aussah als wäre es von Zucker.

„Bewahre es gut,“ sagte er, „und vergiß nicht, es am heiligen Abend auf den Festtisch zu stellen.“

Barbara kam dieser Anweisung nach und war nicht wenig erstaunt, wie das Bäumchen sich vor ihren Augen in blankes Gold und die Tannenzapfen, die von den Aesten niederhingen, in kostbare funkelnde Steine umwandelten.

Das Tannenbäumchen war das Hochzeitsgeschenk des Bergmönchs gewesen, der die Familie Brechtner die Eltern wie die Kinder, ihr ganzes Leben hindurch beschützte.



21. Die Baumanns-Höhle.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts lebte in dem kleinen Hüttenort Rübeland ein armer Bergmann mit Namen Baumann, der von seinem spärlichen Verdienst eine immer zahlreicher werdende Familie erhalten mußte. Darum wurde seine Lage mit der Zeit denn auch so schlimm, daß er tagsüber, wenn er sich an der Arbeit befand, immer nur an die Noth und den Jammer der Seinigen dachte und allerlei

Pläne entwarf, die dazu dienen sollten, ihm ein wenig aufzuhelfen. Dachte er jedoch über diese Entwürfe länger nach, so stellte es sich immer heraus, daß sie nicht ausführbar waren, wenigstens nicht für einen Mann in seinen Verhältnissen.

Da hatte er einst einen seltsamen Traum. Er sah sich in eine Höhle einfahren und als er unten ankam, da lag sie voll mit kostbaren Erzen, die nur der Hebung harrten. Als er erwachte, und sich in seiner dunklen Kammer fand, die nur durch einen durch das Fenster brechenden Strahl des Mondes matt erhellt wurde, seufzte er bekümmert auf, daß alles nur ein Traum gewesen war. „Wie aber," frug er sich nach einer Weile, wenn Gott mir durch diesen Traum einen Fingerzeig hätte geben wollen? — Wer weiß, ob nicht hier herum noch reiche Erzlager im Boden ruhn, von deren Dasein niemand etwas ahnt?"

Ja, der Entdecker eines solchen Erzlagers wäre nicht nur für den Augenblick aller Noth, sondern auch für die Zukunft aller Sorgen für sich und die Seinigen enthoben, ein reicher Lohn konnte nicht ausbleiben. — Wo aber die Suche beginnen?

Baumann hörte nicht auf, sich über diese Frage den Kopf zu zerbrechen, denn er fühlte sich mehr und mehr überzeugt, daß er nicht einen gewöhnlichen Traum, wohl aber eine Art Gesicht gehabt habe, welches höhere Mächte vor seine Seele gezaubert hatten, um ihm die Wege zu weisen, die ihn zu einem bescheidenen Wohlstand führen konnten. — Und als er so sann und sann während dieser schlaflosen Nachtstunden,

erinnerte er sich plötzlich, bei seinen einsamen Wanderungen in der Umgebung des Ortes schon wiederholt den Eingang zu einer Höhle bemerkt zu haben, die sich weit in das Innere der Erde hineinzuerstrecken schien. Er hatte sich einmal auch die nächste Umgebung derselben, das äußere Gestein, genauer betrachtet und damals war ihm flüchtig der Gedanke durch den Kopf geschossen, ob es nicht am Ende erzhaltig sein möchte. — Und dazu das sonderbare Traumgesicht von vorhin! — Jedenfalls mußte er diesen Ort noch einmal besuchen und sich ihn recht genau besehen.

Die Erinnerung an seinen Traum ließ Baumann keine Ruhe mehr und immer wieder brachte er ihn mit der noch unerforschten Höhle in Verbindung, so daß er sich am folgenden Sonntage mit dem nöthigen Werkzeug, einem Grubenlichte und einigen festen Seilen versah, worauf er aufbrach, ohne irgend jemanden etwas von der beabsichtigten Entdeckungsfahrt mitzutheilen. Einen Augenblick dachte er allerdings daran, seine Frau ins Vertrauen zu ziehen, da man doch nicht wissen konnte, wie das Unternehmen enden würde, aber bald gab er diese Absicht wieder auf, ihre Plaudersucht fürchtend.

Lange verweilte der Bergmann vor der Höhle, sorgfältig jedes Merkmal prüfend, welches seine Aufmerksamkeit erregte, um endlich, nicht ohne ein leichtes Zögern, sein Grubenlicht zu entzünden und vorsichtig einzudringen in das Innere dieses Naturgebildes, in welchem er seltene Erze zu finden hoffte. Nach mancherlei Beschwerden und Gefahren befand er sich am

Ziele seiner Wünsche, wo er ein eigenthümliches Geräusch vernahm wie von langsam fallenden Wassertropfen, die im Aufschlagen einen klingenden Ton erzeugen und bald bemerkte er auch, daß der Boden, den er unter seinen Füßen hatte, naß und schlüpfrig war.

Um sich über die Beschaffenheit der Höhle klar zu werden, hob er sein Licht in die Höhe, stieß aber beinahe im selben Augenblick einen Ruf des Erstaunens aus, denn von den Wänden, von der hoch über seinen Haupte sich wölbende Decke, mit einem Worte, von allen Seiten ragten ihm seltsame Gebilde entgegen, die glitzerten, wenn sie ein Lichtstrahl traf, doch von Erzen oder erzhaltigem Gestein, wie das Traumgesicht es ihm gezeigt, war bisher keine Spur zu erblicken.

Schon gedachte Baumann, die weiteren Forschungen in dieser abenteuerlichen Höhle aufzugeben, als ihn von neuem die Hoffnung erfaßte, doch noch einen werthvollen Fund zu machen. So überwand er denn sein geheimes Grauen und drang immer tiefer und tiefer ein in das Innere der Erde. Nicht einmal die kleinen Nebenhöhlen blieben undurchsucht, aber es half zu nichts, als er endlich an das äußerste Ende der siebenten und letzten Haupthöhle gekommen war, hatte er noch immer nichts anderes entdeckt als diese merkwürdigen Steingebilde, wie er deren noch in seinem ganzen Leben keine gesehen hatte.

Ermüdet und enttäuscht machte er sich auf den Rückweg, aber er war noch nicht weit gekommen, als seine Lampe plötzlich erlosch. Er hatte es versäumt, frisches Oel nachzufüllen, der geringe Vorrath war

aufgezehrt und Baumann befand sich beinahe noch über siebenhundert Fuß weit vom Eingang entfernt, inmitten dichter Finsterniß.

Wie sollte er sich zurechtfinden in diesem Gewirr von Höhlen und Gängen, wie zu dem Ausgange zurückgelangen? — Langsam und mit ausgestreckten Händen tastete der Unglückliche sich vorwärts, ohne, bei den mancherlei Windungen, die er beschrieb, nur Gewißheit zu besitzen, ob er denn wirklich vorwärts komme oder sich nicht wieder vom Ausgange entferne. Welch' eine qualvolle Wanderung und wie schwer ihm der Gedanke auf die Seele fiel, daß niemand ihm Hülfe bringen könne, da er aus Furcht, der Preis der erhofften Entdeckung könnte ihm streitig gemacht werden, das beabsichtigte Unternehmen gegen jedermann verschwiegen hatte. Hätte er sich doch nur seinem Weibe anvertraut!

Wie lange er sich schon in der Höhle befand, darüber vermochte sich Baumann keine Rechenschaft zu geben, doch schien es ihm, als wären schon viele Tage vergangen, seit er zum letzten Male den Himmel über sich gesehen hatte. Verzweiflung und Ermattung drohten ihn endlich zu überwältigen, denn er irrte rastlos durch sein dunkles Gefängniß und auch an Nahrung mangelte es ihm, denn er hatte nichts mit sich genommen als einen halben Laib Schwarzbrot, von dem fast nichts mehr übrig war, trotzdem er stets nur dann einige Bissen aß, wenn der Hunger zu heftig in seinen Eingeweiden wühlte. Und dazu stets noch den Hungertod vor Augen haben zu müssen! Fand er nicht bald den

Ausgang, so war es um ihn geschehen! — Und halb wahnsinnig gemacht durch diese quälenden Gedanken schleppte er sich wieder weiter, obschon die Kniee unter der Last des Körpers wankten.

Endlich, endlich schimmerte es in der Ferne, zog es sich wie ein goldiger Faden über das Gestein hin! — Und den letzten Rest seiner Kräfte zusammenraffend, ging der Unglückliche diesem Schimmer nach, der immer mächtiger, immer glänzender wurde, bis er endlich an dem Ausgange aus seinem Höhlengrabe angekommen war!

Noch eine letzte gewaltige Anstrengung nnd er war frei, athmete die belebende Gottesluft, sah den sonnendurchleuchteten Himmel wieder über sich! — Nun war es aber auch vorbei, er vermochte Rübeland nicht mehr zu erreichen, besinnungslos brach er mitten am Wege zusammen.

Als Baumann wieder zum Bewußtsein gelangte, sagte man ihm, daß er zwei Tage und zwei Nächte abwesend gewesen sei, daß man ihn vergeblich gesucht bis ihn endlich zwei Hüttenarbeiter auf der Straße liegend gefunden und den vermeintlich Todten in seine Hütte gebracht hätten.

Der arme Bergmann wurde auch nicht mehr gesund, die überstandenen Anstrengungen, die furchtbaren Körper- und Seelenleiden, die er während achtundvierzig Stunden erduldet, hatten den ohnehin kränklichen Mann vollständig gebrochen. Wohl vermochte er den Genossen noch die merkwürdige Entdeckung, die er gemacht hatte, und seine Erlebnisse zu schildern, sie zu

weiteren gemeinsamen Forschungen anzuregen, doch am folgenden Tage war er eine Leiche, ohne daß es ihm gelungen wäre, der Noth seiner Angehörigen zu steuern.



22. Esther, das Judenmädchen von Nordhausen.

„Man erhebt ernste Beschuldigungen wider Euch, mein Neffe, und ich denke, Euer Wohl gleichwie Eure Ehre erheischen eine sofortige Widerlegung aus Eurem eigenen Munde. Alles, was Ihr durch Euer Ritterwort bekräftigen werdet, soll mir Wahrheit sein. Erweiset Euch des Vertrauens würdig, welches ich in Euch setze."

Mit diesen Worten empfing der edle Graf von Holnstein seinen Lieblingsneffen Otto, der auf sein Geheiß erschienen war und dessen Lippen sich zu einem verächtlichen Lächeln kräuselten, als er seines Vetters Hildebrand ansichtig wurde, der mit schadenfroher Miene in einer Fensternische lehnte.

„Wer mein Ankläger ist, edler Oheim, brauche ich nicht zu fragen, wie es mich bedünken will," sagte er, einen flammenden Blick nach dem Vetter schleudernd, „wessen man mich jedoch beschuldigt, vermag ich nicht zu errathen und darum bitte ich, saget es mir."

„In Nordhausen erzählen sich die Leute, Ihr ständet im Einverständniß mit den Juden, deren Bos-

heit so unsägliches Elend über die Stadt heraufbeschworen und Trauer in beinahe jedes Haus getragen hat. Ferner beschuldigt man Euch schlimmer Beziehungen zu Esther, des reichen Isaacs Kind. Saget offen, wie viel des Wahren daran ist!"

„Gar nichts, mein Oheim, alles ist die müssige Erfindung eines böswilligen Geistes," rief Otto stolz. „Wohl ist es wahr, daß ich früher, ehe der schwarze Tod verheerend durch die unglückliche Stadt zog, öfter des alten Isaacs Haus besuchte, die Kunstschätze zu besehen, die er aus fernen Landen heimgebracht, und Ihr wißt es ja wohl, manch' köstliches Geschmeide für unsere Frauen, manch' seltene Waffe für Eure Rüstkammer habe ich von ihm erstanden. Und wenn ich bei ihm weilte, dann fügte es zuweilen der Zufall, daß Esther, sein schönes Kind, anwesend war und eine Weile mit des Vaters Gast von allerlei Dingen sprach, die Weibern sonst fremd zu sein pflegen, denn sie ist nicht nur herrlich wie eine Göttin der Alten, sondern auch ebenso reich an Wissen wie an Verstand und Gemüth, so daß manche unserer edelsten Frauen es nicht wagen dürfte, sich der armen verachteten Jüdin zur Seite zu stellen!"

„Sagt es doch lieber gerade heraus, daß sie es Euch angethan hat, daß Ihr sie liebt, denn man merkt es doch an Euren begeisterten Worten!" fiel Hildebrand spöttisch dazwischen.

„Und wenn ich sie liebte, was kümmert es Euch? — Seid Ihr meines Herzens Richter, schulde ich Euch Rechenschaft über meine Empfindungen? — Meinem

Oheim wird es genügen, wenn ich mit meinem Ritterwort bekräftige, daß ich nie von Liebe zu dem Mädchen gesprochen oder ein Wort geäußert habe, welches in ihr den Gedanken erwecken konnte, daß sie meinem Herzen theuer sei.

„Es genügt mir, denn ich weiß Euch unfähig, eine Unwahrheit zu äußern," sagte der edelmüthige Graf, das Haupt leise neigend. „Doch sollt Ihr, Euer Wohl und Wehe mag davon vielleicht abhängen, zur Stunde das Versprechen ablegen, das Mädchen, wie ihres Vaters Haus in Zukunft zu meiden und keinen Verkehr mehr mit ihnen zu haben. Als Christen wie als Ritter ist es unsere Pflicht, jede Gemeinschaft aufzugeben mit den erbittertsten Feinden der Christenheit. Ihr wisset, die Bürger zu Nordhausen sind uns nicht wohl gesinnt und mit Recht würden sie uns zürnen, wollten wir gemeinsame Sache machen mit den Elenden, welche die Brunnen vergifteten durch Unrath und Hexenzeug, um diese furchtbare Seuche über die Menschen zu bringen."

„Auch Ihr, Oheim, ein so hochherziger Mann, gehöret zu Jenen, die dieser albernen Mähr Glauben schenken?" frug Otto bitter.

„Wie sollte ich nicht, mein Neffe? — Wieso wäre diese Krankheit sonst entstanden?"

„Wieso? — Das fraget die Aerzte, die ihre Unwissenheit verdecken zu können glauben, wenn sie fälschliche Beschuldigungen ausstreuen, welche die thörichte Menge willig anhört! Leicht ist es, andere verantwortlich zu machen für die Folgen, welche man sich

durch die eigenen Laster und Sünden zuzieht. — Doch, das geforderte Versprechen will ich ablegen — aus eigenem freien Antriebe werde ich Isaacs Haus nimmer betreten noch mit ihm oder seiner Tochter Worte wechseln, bis Ihr mich selbst davon entbindet."

„Warum diese absonderliche Bedingung?" fiel Hildebrand hämisch ein.

„Weil ein Ritter nicht mehr verspricht, als er gewiß ist, halten zu können!" lautete die kalte Erwiderung.

„Ihr habt Recht, mein Neffe, und ich ehre Euer Bedenken," sagte der Graf, der seinen Neffen Hildebrand ebenfalls nicht geneigt war.

So willig Otto von Hohnstein auch diese Zusage abgegeben hatte, um dem Oheim seine Verehrung und Liebe zu bezeugen, sobald er allein war, bereute er diese Bereitwilligkeit, die ihm unwürdig erschien für einen Mann von fünfundzwanzig Jahren. Wie, bedurfte es einer solchen Maßregel, ihn auf dem Weg der Ehre zu erhalten, wußte denn nicht er selbst, was er thun, wie weit er gehen durfte? — Und war es edel gehandelt, wenn er das Mädchen, dem er so oft seine Bewunderung und Freundschaft versichert, in dieser trüben und gefahrvollen Zeit ihrem Schicksale überließ, ohne sich um sie zu bekümmern? — Doch nun kamen die Bedenken zu spät, er hatte sein Ritterwort verpfändet, und mußte es halten, was freilich nicht verhindern konnte, daß er der schönen Esther jetzt öfter gedachte denn je. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Zu Beginn des Jahres 1350, als scharfer Frost alles Leben in der Natur schon wochenlang gefesselt hielt, erlosch zu Nordhausen die entsetzliche Seuche, welche die Stadt beinahe zur Hälfte entvölkert hatte, und die Ueberlebenden durften nach diesen Tagen banger Angst und harter Prüfungen wieder freier aufathmen.

Mit der Ruhe erwachte jedoch das Verlangen nach Rache nur umso heftiger, man sagte, es gälte sich zu schützen vor weiterem Unheil, die Schuldigen der verdienten Strafe zuzuführen und so begnügte man sich nicht mit den Opfern, welche Verzweiflung und blinder Aberglaube schon während der Zeit gefordert hatten, als der schwarze Tod mit ungebrochener Kraft durch die Stadt zog, sondern man begann förmliche Prozesse einzuleiten gegen die vermeintlichen Urheber dieses Uebels, die Juden. Jeder von ihnen, der in der Stadt einen einigermaßen einflußreichen Feind oder Schuldner besaß, dem er als Gläubiger lästig war, durfte sicher sein, sammt den Seinigen angeklagt zu werden, um nach allen erdenklichen Martern am Scheiterhaufen zu enden. Weder Greise noch Weiber und Kinder entgingen der Mordlust.

Otto von Hohnstein wußte um diese verabscheuungswürdigen Vorgänge und so oft neue Berichte einliefen, erwartete er auch Isaacs und seiner Tochter Namen unter denen der Angeklagten zu entdecken, denn es war ihm wohl bekannt, daß ihre Neider schon öfter versucht hatten, sie in den Kreis dieser Unglücklichen hineinzuziehen. Bisher freilich ohne Erfolg, denn der alte Kunsthändler wurde unter allen seinen Glaubens-

genossen am meisten geachtet, er galt für einen redlichen, zuverlässigen Mann und endlich hatte der schwarze Tod ja auch ihn zweier blühender Söhne beraubt. Wie diese Versuche enden, welche Macht die Aufwiegler endlich noch über die schwache, leicht zu lenkende Menge gewinnen würden, ließ sich nicht vorhersehen. Sich die schöne Esther auf der Folter oder am Scheiterhaufen zu denken, war aber unerträglich für ihn und oft fuhr er des Nachts aus schreckhaftem Traume auf, der ihm die Flammen gezeigt hatte, die um sie spielten.

Eines Abends, als Otto in den Wäldern um Neustadt unterm Hohnstein gejagt hatte und bei einbrechender Nacht auf einsamen Pfaden heimkehrte, vernahm er plötzlich leise Stimmen zu seiner Rechten, die aus dem Buschwerk hervorzudringen schienen. Lauschend hielt er sein Pferd an, mit der andern Hand den Griff seines Schwertes fester umschließend. Es konnten ja ritterliche Schnapphähne sein, die ihm da auflauerten, um dem reichen Grafen von Hohnstein ein schweres Lösegeld zu erpressen, und dann galt es die Freiheit so theuer wie möglich zu verkaufen.

Und in der That, die Stimmen kamen, vom Luftzuge getragen, immer näher, obgleich es sich nicht verkennen ließ, daß sie absichtlich gedämpft wurden, und schon ließ sich ein leises Knistern und Rascheln in den dürren Aesten vernehmen, wie von einer sich hindurchdrängenden Gestalt. Otto ließ sein Pferd einige Schritte weit zurücktreten, um die Nahenden auf sich zukommen zu sehen und behielt die verdächtige Stelle unverwandt im Auge. Wie sehr er-

staunte er jedoch, als er plötzlich zwei weibliche Gestalten aus dem Dickicht hervortreten sah, die vom Kopf bis zu den Füßen in dickes Pelzwerk gehüllt waren, und bei seinem Anblick einen leisen Schreckensruf ausstießen.

„Fürchtet nichts, edle Frauen," rief er ihnen entgegen, „was immer Euch zu dieser seltsamen Stunde in diesen Forst führen mag, von mir soll Euch kein Leid widerfahren und kann ich Euch dienen, so bin ich auch dazu gern bereit."

„Otto von Hohnstein — Gelobt sei der Himmel, daß er Euch in meinen Weg führt!" rief die eine, mit dem unverkennbaren Ausdruck höchster Freude.

Der Jüngling stand mit einem Satz am Boden und auf die Frauen zueilend, erfaßte er die Hände der größeren der beiden.

„Esther! — Ihr zur Nachtzeit in diesem Forste, ohne den Vater, ohne einen männlichen Begleiter und zu Fuß — was ist geschehen?"

„Mein Vater liegt eine Stunde von hier im Walde ermordet und ich bin heimathslos. Kehre ich nach Nordhausen zurück, so ergreift man mich als Brunnenvergifterin!" rief das Mädchen mit fliegender Hast, um hernach in einen erleichterten Thränenstrom auszubrechen.

„Und habt Ihr in dieser Gegend keine Verwandten, keine Freunde, bei denen Ihr Aufnahme und Schutz finden könntet?"

„Nein, niemanden, niemanden habe ich als einen Großoheim, der aber lebt zu Frankfurt a. M. und bis dahin ist es weit."

„Dennoch müßt Ihr dahin gebracht werden, denn ein Mädchen von Eurer Schönheit kann nicht sich selbst überlassen bleiben in dieser bösen Welt. Zunächst freilich gilt es, Euch ein Obdach zu schaffen für die ersten Tage, bis ich Zeit und Gelegenheit finde, für Eure Reise zu sorgen.“

„O, Ihr seid gut, Ritter Otto und das wußte ich jederzeit!“ rief das Mädchen. „Wie oft habe ich den Vater der Himmel gebeten, er möge uns Euch doch wieder zuführen. Ja, ja, wäret Ihr bei uns gewesen, es hätte nicht so weit kommen können!“

Diese leidenschaftlich hervorgestoßenen Worte klangen dem jungen Manne wie ein Vorwurf und bekümmert erwiderte er:

„Wenn ich nicht bei Euch war, Euch keine Nachricht gab, so, glaubt es mir, Esther, geschah es nur, weil ich nicht konnte, weil eines andern Wille mir Fesseln anlegte. Aber gedacht habe ich stündlich Eurer und gebangt, gebetet für Euer Heil und Leben!“

„Ich weiß es; Euer Vetter Hildebrand erfuhr um Eure Besuche bei uns und verbot Euch in Zukunft, der Freund des Judenmädchens zu sein. — Ihr sollt den Eurigen nicht ungehorsam sein, Euer Oheim ist ein edler Mann und hat Euch viel Gutes erwiesen. Sagt mir, wohin ich mich zu wenden habe, um Schutz zu finden vor der Kälte und den reißenden Thieren während dieser Nacht und dann verlaßt mich.“

„Nein, Esther, Ihr bleibt in meiner Huth bis ich Euch sicher und wohl geborgen weiß. Mein Versprechen erstreckt sich nicht auf einen Fall wie der Eurige ist

und mein Oheim selbst würde nicht wollen, daß ich Euch hülflos ließe. — Kommt, ich weiß eine Hütte tief im Walde gelegen, wo Ihr verweilen könnet, bis die Zeiten günstiger geworden sind. Niemand wird Euch in diesem armseligen Häuschen entdecken oder nur vermuthen."

Und ehe Esther noch ein Wort darauf erwidern konnte, hatte der Jüngling sie schon auf sein Pferd gehoben, worauf er ihre, vor Angst und Schrecken halb betäubte Dienerin hinter sie setzte, während er selbst zu Fuße neben dem Thier herging den Pfad entlang, der nach dem Bährethal führte.

„Hier, trinkt ein wenig davon, es wird Euch wärmen und stärken, dann aber erzählt mir, wieso dieses Unglück über Euch gekommen ist," sagte er, der Reiterin seine Feldflasche reichend.

Nachdem jede der Frauen einen Schluck daraus gethan hatte, begann Esther bebend:

„Letzte Nacht war es, als es plötzlich leise an das Hinterpförtchen unsres Hauses pochte. Der alte Salomo weckte den Vater und dieser ging hinab, um durch das Schiebfensterchen zu sehen, wer Einlaß begehre. Es war Bernhard Seebald, der Rathsdiener, dem mein Vater manch' Gutes erwiesen hatte und der uns die empfangenen Wohlthaten durch manchen wichtigen Dienst lohnte. Er kam, uns zur Flucht zu mahnen, da sie im Rathe beschlossen hatten, auch uns anzuklagen, um nach unserer Verurtheilung meines Vaters Besitz und Geld einzuziehen. Es hatte sich nämlich ein Ankläger gefunden, der beschwören wollte, mit seinen eigenen

Augen gesehen zu haben, wie mein Vater in einer Mainacht des letzten Jahres ein großes Päckchen unter allerlei Zaubersprüchen in den Brunnen am Markte warf —"

„Schändlich!" rief Otto.

„Ihr wißt, wie es zu gehen pflegt, nur diejenigen Zeugen, die uns beschuldigen, finden Gehör, wer nicht einstimmt, wer zu unsern Gunsten spricht, der lügt und wird oft ebenfalls eingekerkert, wir mögen uns durch die Qualen der Folter das Eingeständniß des uns angedichteten Verbrechens entreißen lassen oder standhaft unsere Unschuld betheuern, es ändert nichts, verurtheilt und verbrannt werden wir in diesem, wie in jenem Falle. Es blieb uns denn nichts als die Flucht, und zwar galt kein Säumen, da man uns schon diesen Morgen gefangen nehmen wollte. So rafften wir denn eilig zusammen an Gold und Geschmeiden, so viel wir drei in den Taschen unserer Kleider bergen konnten und als es Tag wurde und die Thore sich öffneten, gelang es uns, ungesehen aus der Stadt zu entkommen. Wir wanderten so eilig als wir vermochten, alle bewohnten Stätten meidend, wie lichtscheue Verbrecher, und priesen uns glücklich, als tiefer Wald uns umgab."

Erschöpft hielt Esther einen Augenblick inne, sie mußte erst neue Kräfte sammeln und ihre wieder reichlicher fließenden Thränen trocknen, ehe sie in ihrer Erzählung fortfahren konnte:

„Der Tag schritt voran und schon glaubten wir der höchsten Gefahr glücklich entronnen zu sein, als

die Ermüdung meinen Vater übermannte und er trotz Eis und Schnee eine Weile rasten mußte. Auf sein Geheiß mußte ich, von Rebbeka begleitet, eine nahe Anhöhe ersteigen, um mich über die Richtung zu vergewissern, die wir einzuschlagen hätten. Wir beeilten uns zwar nach Kräften, aber der Berg ist hoch und steil und so verging dennoch eine geraume Weile, ehe wir uns wieder zum Niederstieg rüsten konnten. Kaum jedoch, daß wir den halben Weg zurückgelegt hatten, trat uns bleich und mit verstörten Mienen der Rathsdiener Seebald entgegen.

„Gehet keinen Schritt weiter, Esther," sagte er, mich in das Dickicht ziehend. „Ein Bürger sah Euch von seinem Fenster aus, wie Ihr diesen Morgen die Stadt verließet und der Rath beschloß, Euch eine Anzahl städtischer Kriegsknechte nachzuschicken mit dem Befehle, Euch lebend oder todt zurückzubringen. Sie fanden Eure Spur und obgleich ich mir alle Mühe gab, sie davon abzubringen, half es nichts. Sehet diese kleine Höhle hier, bergt Euch darin für eine Stunde oder zwei." — „Und meinen alten Vater soll ich verlassen?" rief ich. — „Ihr könnt ihm keine Hülfe bringen, arme Esther, er befindet sich in der Gewalt der Söldner, er ist — todt! — Und nun haben sich die Männer nach allen Richtungen vertheilt, um den den Wald nach Euch zu durchsuchen. — Hier, dieses Wenige konnte ich retten von Euerm Eigenthum, ich fand es im Oberkleide Eures Vaters, dessen Taschen sie sofort geplündert haben. Bewahrt es gut, es möchte Euch Noth thun, nun Ihr allein und verlassen

seid." — Und damit gab er mir ein Säckchen von Linnen, in dem der Vater Münzen und Juwelen barg. — „Gott nehme Euch in seinen heiligen Schutz! ich bin nur glücklich, daß man mich absandte, diesen Berg zu durchforschen. Lebet wohl, ich muß eilen, damit sie nicht Verdacht schöpfen," setzte er hinzu.

„Armes Kind!" flüsterte Otto, des Mädchens Hand sanft pressend.

„Mich litt es jedoch nicht lange in der Höhle. Vielleicht daß der Vater doch nicht todt war, daß ich ihm noch Hülfe bringen konnte, und wenn auch das nicht, so wollte ich ihn doch noch ein letztes Mal sehen, wäre es auch nur aus der Ferne. Wir schlichen denn durch das Buschwerk abwärts und bis dicht an den Rand des Weges heran, auf welchem er sich zu kurzer Ruhe niedergelassen hatte. Da lag er nun mitten in einer großen Blutlache, den Kopf durch einen Schwerthieb vom Rumpfe getrennt und jedes Glied entsetzlich verstümmelt, um ihn herum aber standen seine Mörder lachend und rohe Witze tauschend. — O, ich werde diesen Anblick nimmer vergessen!" schluchzte sie, das Antlitz mit den Händen bedeckend.

„Endlich," fuhr sie nach kurzer Pause matt fort, „steckte einer der Knechte seinen armen Kopf an die Spitze seines Schwertes und der ganze Troß setzte sich, laute Verwünschungen gegen mich, die Judenhexe ausstoßend, die sich mit des Teufels Hülfe unsichtbar machen könne, in Bewegung gegen Nordhausen zu. Als der Klang ihrer Tritte in der Ferne verhallt war, versuchten wir, den Ueberresten meines Vaters eine

Stätte zu bereiten, doch fehlte es uns an den Werkzeugen wie an den Kräften dazu und alles, was wir thun konnten war, ihn mit trockenem Laub, Zweigen und Steinen zu bedecken, die vielleicht die wilden Thiere und Raubvögel eine Weile von ihm abhalten mögen."

„Seid auch darum unbesorgt, Esther, Euer Vater soll im Walde, nahe der Stätte, wo er gefallen ist, ein Ruheplätzchen finden."

Darnach ward kein Wort mehr zwischen dem jungen Paare gewechselt, bis sie nach etwa zwei Stunden eine finster und einsam im dichten Walde gelegene Holzhütte erreicht hatten, vor welcher Otto von Hohnstein das Pferd anhielt.

„Wir sind am Ziel," sagte er. „Ihr seht, wenig einladend ist das Heim, welches ich Euch zu bieten habe, doch wüßte ich keinen andern Ort, wo Ihr so wohl geborgen wäret. Der Waldwärter, der hier wohnt, ist ein mir treu ergebener Mann, dem ich meinen größten Schatz unbesorgt anvertrauen dürfte."

Dabei klopfte er mit drei harten kurzen Schlägen an das Pförtchen und bald darnach ließ sich von Innen heraus eine Männerstimme vernehmen, die frug:

„Seid Ihr es, Herr Otto?"

„Ja, und öffnet so schnell Ihr könnt, Wigand, ich bringe Gäste."

Innen klirrten eiserne Riegel, die zurückgeschoben wurden, die Thür ging knarrend auf und ein heller Lichtstrom fiel den Ankömmlingen entgegen.

„Tretet ein, Esther,“ sagte der Jüngling, der die Frauen schon vom Pferde gehoben hatte.

Sie traten in einen behaglichen, wenn auch bescheidenen Raum, durch welchen ein lustig loderndes Herdfeuer und ein brennender Kienspahn eine freundliche Helle verbreiteten. An einem roh behauenen Tisch saß das Weib des Waldwärters, umgeben von ihren Kleinen, die beim Eintritt der Gäste ihre blonden Köpfchen neugierig in die Höhe streckten.

„Führt die Frauen in Eure Kammer, gute Gertrud, und helft ihnen die erstarrten Glieder von den schweren Pelzen befreien,“ wandte sich der Jüngling an die Hausmutter, die mit scheuem Blick Esthers fremdländische Schönheit betrachtete, die durch das kostbare, turbanartig um den feinen Kopf gewundene Tuch noch auffälliger hervortrat.

Als die Frauen verschwunden waren, gebot Otto:

„Schiebt die Riegel vor, ich habe mit Euch zu reden.“

Der Waldwärter gehorchte, doch sah man an seiner Miene, daß ihm die ganze Sache nicht gefallen wollte. Als er zurückkam, saß der Jüngling auf einem Holzschemel am Tische und Frau Gertrud trat wieder aus der Kammer hervor:

„Die Jungfrau, so mit Euch gekommen ist, Herr, schickt mich. Sie sagt, ich solle hören, was hier verhandelt wird, sie wünsche es,“ erklärte sie ihr Erscheinen.

„Sie hat recht, es ist besser so.“

„Verzeiht, Herr, wenn ich eine Frage an Euch richte," begann Wiegand zögernd, „aber es will mich bedünken, als ob diese Jungfrau des alten Isaac zu Nordhausen Tochter Esther wäre, ist es so?"

„Ihr habt recht gesehen, mein Alter, doch was macht es Euch? — Ihr braucht darob nicht zu erschrecken; die Jungfrau ist selbst sehr unglücklich und denkt nicht daran, Euch ein Leid zuzufügen. — Ich weiß es, Ihr und Eure Gertrud seid mir treu ergeben und werdet mir gern beistehen, dieses arme Geschöpf vor seinen Verfolgern zu schützen, indem Ihr ihm ein Plätzchen bei Euch einräumt — nur für solange, als Schnee und Eis Berg und Thal decken, so daß es unmöglich ist, ein Weib einen weiten Weg zurücklegen zu lassen."

Gertrud war sehr bleich geworden und legte die Hände auf die Lockenköpfchen ihrer Kinder, als gälte es, sie vor einer unmittelbaren Gefahr zu schützen. Wigand's Antlitz aber legte sich in kummervolle Falten und seufzend erwiderte er:

„Was wir sind, Herr, sind wir durch Euch, was wir haben, haben wir durch Euch, ohne Euch wären wir wohl schon längst Hungers gestorben, darum möget Ihr über uns und unser Häuschen gebieten. Wir wollen die Jüdin schützen und wenn es sein muß, werde ich mit meinem eigenen Leben das ihrige vertheidigen."

Sein Weib jedoch war weit entfernt, diese dumpfe Ergebung zu theilen. Mit gefalteten Händen kniete sie vor Otto hin und rief verzweiflungsvoll:

„Erbarmt Euch, Herr, und nehmt dies Weib aus unserm Hause! — Bedenket, die jüdischen Ostern nahen und sie brauchen das Blut von Christenkindern zu diesem Feste."

„Redet nicht so thöricht, Gertrud, widersinnige Märchen sind es, die man sich erzählt!" verwies ihr der Jüngling mit Sanftmuth diese Reden.

„Märchen? — Hat man es nicht jetzt wieder zu Nordhausen gesehen, wie sie diese böse Krankheit durch ihre verfluchten Zauberkünste heraufbeschworen haben, um die Christen in Schaaren hinzumorden?"

„Und haben die Juden selbst nicht auch den Verlust von Eltern und Kindern, Geschwistern, Gatten und Gattinnen durch dieselbe Krankheit zu beklagen? — Hat nicht Esther ihre beiden Brüder verloren und heute ihren Vater den man meuchlings im Walde überfiel und mordete?" und er erzählte die Geschichte von des alten Isaac mißglückter Flucht.

Das Weib ließ sich jedoch nicht überzeugen, Aberglaube und unsinnige Furcht verwirrten ihre Sinne und jammernd rief sie:

„O wehe uns! wehe uns! Ich werde keinen Augenblick der Ruhe finden, das Auge nicht im Schlafe schließen können, wenn ich dieses Weib unter unserm Dache weiß. Meine armen Kleinen, wer rettet sie?"

Da öffnete sich die Kammerthüre abermals und, ganz in ihre Pelze gehüllt, traten Esther und ihre Dienerin heraus:

„Beruhigt Euch, Frau," sprach Esther gelassen, um meinetwillen sollt Ihr Euch nicht so bitter kümmern;

ich verlasse Euer Häuschen zur Stunde, der Himmel wird mich in seine Huth nehmen."

Wigand aber stemmte seine beiden Schultern wider die Thüre, die in den Wald hinaus führte, indem er sprach:

„Herr Otto hat Euch in meinen Schutz befohlen und Ihr bleibt, Jungfrau, bis er Euch wieder von hinnen führt. Ihr werdet frei sein zu thun was Euch beliebt, nur müßt Ihr Euch meinen Anordnungen fügen, so weit es Eure Sicherheit betrifft."

„Bleibet Esther, — mir zu Liebe!" bat Otto bewegt, ihre Hände ergreifend. „Es sind brave Menschen und auch Gertrud ist ein warmherziges Weib, wenn nicht blinder Wahn sie befängt. Ich brauche nicht um Euch zu sorgen, wenn ich Euch hier weiß."

„Nein, Herr, Ihr möget ruhig sein," bekräftigte Wigand. „Morgen müssen die Frauen ihre Kleider ablegen und sich so tragen wie mein Weib; das wird sie unkenntlicher machen und freier können sie sich bewegen."

„So laßt uns scheiden für heute, Esther," sagte Otto. Baut auf mich, ich halte mein Wort! und bald sehet Ihr mich wieder, so Gott will."

Dann drückte er den Hausleuten die Hand und eilte hinaus, um den verzögerten Heimritt anzutreten.

— — — — — — — — — — — — — —

Wochen vergingen, dann Monate, Eis und Schnee waren längst geschmolzen und ringsum prangten Feld und Wald in neu erblühender Pracht, doch Esther weilte noch immer in des Waldwärters Hütte, in der

Tracht eines armen Landmädchens, kaum weniger schön als in den orientalischen Gewändern von Seide und Atlas. Als die Zeit hinging, ohne daß ihren Kindern irgend ein Leid widerfuhr, als Esther ihr bald einige Goldmünzen, bald ein bescheidenes Geschmeide gab, hatte sich auch Gertrud mit der Anwesenheit dieses einst so gefürchteten Gastes ausgesöhnt, dennoch erwartete sie mit Ungeduld den Tag des Aufbruches, denn ein geheimes Grausen war ihr trotzdem geblieben. Dieser Tag schien aber noch nicht so nahe zu sein, denn Otto, der beinahe täglich erschien, und zuweilen selbst die Nacht über, Wigands Lager theilend, in dem Häuschen weilte, fand stets einen neuen Grund, die Abreise zu verzögern nnd Esther, die keine Spur von Ungeduld zu erkennen gab, fügte sich willig seinen Gründen.

So war der Juli herangekommen, als eines Tages Wigand dem Jüngling mit bedenklichen Mienen entgegentrat und sagte:

„Ich habe Euch Wichtiges zu melden, Herr. — Schon seit einer Woche etwa, beobachte ich Herrn Hildebrand, wie er zu allen Zeiten das Haus umkreist und mehrmals auch schon ist er bei uns unter nichtigen Vorwänden eingetreten, obschon ich weiß, daß er mich haßt. Gesehen hat er die Jungfrau nicht, denn jedesmal noch ist es mir gelungen, sie rechtzeitig in dem geheimen Keller zu bergen, den Ihr kennt, doch meine ich, er schöpft Verdacht."

„So ist die Zeit zu entschlossenem Handeln gekommen. — Wo ist Esther?"

„In ihrem Kämmerlein.“

Esther sah den Jüngling erschrocken an, als er ungestüm und mit gerötheten Wangen bei ihr eintrat, sich erst in dem Kämmerchen vorsichtig umsehend, ehe er zu sprechen begann.

„Ihr bringt mir keine gute Kunde, Herr Otto, wie es scheint?“ frug sie unruhig.

„Ich komme Euch zu melden, daß Ihr nicht länger mehr ohne Gefahr hier bleiben könnt. In sechs Tagen wird alles zu Eurer Abreise gerüstet sein und dann heißt es scheiden von der geliebten Heimath.“

Esther war sehr, sehr bleich geworden und ihre Stimme klang zitternd, als sie frug:

„Was ist vorgefallen, das solche Eile nöthig macht? — Gestern noch sagtet Ihr kein Wort davon.“

„Mein Vetter Hildebrand, ein böser Geselle, dem mein Verderben am Herzen liegt, umschleicht dies Haus wie ein Beute witterndes Raubthier. Er mag erkundet haben, daß ich weit öfter hierherkomme denn je zuvor und sicherlich schöpft er Verdacht, daß mich ein geheimer Grund dazu bestimmt. Mußte ich doch allerlei hämische Bemerkungen von ihm erdulden, als Euer glückliches Entrinnen kund ward. Entdeckt er Euch und dies möchte schließlich doch geschehen, so fände er auch Mittel, Euch zu verderben. — Doch sagt mir eins, Esther, müssen denn auch wir scheiden?“

Der Blässe folgte bei dieser Frage eine tiefe, brennende Röthe und in stummer Verwirrung schlug das schöne Weib die Augen zu Boden.

„Ich liebe Euch, Esther, ich liebte Euch schon vor Jahren, nur daß ich mir dessen nicht so klar bewußt und mich selbst täuschte, als ich meinen Empfindungen die Namen Freundschaft und Bewunderung gab. Fern von Euch hat das Dasein weder Werth noch Reiz für mich. Sagt denn, wollt Ihr mir ein liebendes Weib sein, wollt Ihr um meinetwillen den Christenglauben annehmen? — Es giebt der Länder viele, wo wir uns eine Heimath gründen können."

Esther richtete ihre dunkeln Augen voll und fest auf des Jünglings edles Antlitz und ohne Zögern erwiderte sie:

„Der Himmel und mein Vater mögen mir vergeben, wenn ich meinen Gott Jehova verlasse um Eures Christus willen, denn ich kann nicht anders, mächtiger als die Furcht vor rächender Strafe ist meine Liebe zu Euch, dem ich mein Leben, dem ich es danke, daß mein Vater ein Grab gefunden hat. Ich folge Euch!"

In der Nacht nach dem sechsten Tage verließen die beiden Jüdinnen und Wigand mit den Seinen, diese beladen mit ihrer geringen Habe, das einsame Häuschen im Walde, um im Dunkel der Nacht die Berge zu übersteigen, und jene Stelle zu erreichen, wo Otto mit den Reitthieren und einem Häuflein treuer Männer der Flüchtlinge harrte, die ihn ebenso wie die Familie des Waldwärters in die erst zu gründende Heimath begleiten sollten.

Von ihm selbst traf nie wieder eine Kunde auf Hohnstein ein, doch brachten nach langen Jahren

reisende Händler die Nachricht, Herr Otto lebe zu Venedig in ungetrübtem Glücke mit seinem treue Weibe Marie und seinen Kindern als ein reicher und angesehener Mann.



23. Hanskühnenburg.

Da, wo in dem romantischen Waldgebirge, welches die Seiler- und Sophienklippen umgiebt, ein einsamer Quarzfelsen von seltsamer Gestalt ragt, stand einst eine Burg, in der sich ein junger Ritter vor den Nachstellungen mächtiger Feinde verborgen hielt, die ihm gerne noch die letzten Reste seines Besitzthums entrissen hätten.

Es war ein trauriges Leben, welches der Jüngling da oben in der weltentlegenen Waldburg führte und sehnsüchtig spähte er oft in die Tiefe hinab, ob denn noch immer kein Freund, kein Helfer nahen wolle. Ritter Hans aber war arm, sehr arm sogar, wie seine ganze Sippe, und so beeilte sich denn auch niemand, ihm beizustehen und ihn aus seiner trostlosen Lage zu befreien. Eines Tages endlich pochten zwei im Walde verirrte Jäger an das Burgthor, Labung und Nachtlager heischend, die von dem Einsamen freudig bewillkommt wurden.

Hans hatte seinen Gästen allerdings nicht viel mehr zu bieten, als ein schützendes Obdach und einen

Krug Methwein, doch schienen die Fremden gerade nicht verwöhnt zu sein und während des kärglichen Mahles, welches sie sich trefflich schmecken ließen, erzählte ihnen Hans die Geschichte seines Unglücks.

„Da sind wir ja eine Art Leidensgefährten, Herr!" rief einer der Fremden. „Auch uns haben habsüchtige Menschen unseres Erbes beraubt und nicht mehr ist uns geblieben, als was wir auf unserm Leibe forttragen konnten. Wenn es Euch recht ist, so bieten wir Euch Brüderschaft und wollen uns mit Euch verbünden zur Bekämpfung unserer Feinde. Ohne Haus und Heim irren wir seit Jahren durch die Welt und haben nichts zu verlieren, wenn wir einige Zeit bei Euch verweilen. Es soll uns freuen, wenn Ihr mit unserer Hülfe Eure Gegner züchtigen könntet."

Ritter Hans schlug ohne Zögern ein, nichts konnte ihm erwünschter sein als dieses Anerbieten, denn selbst wenn der Versuch, seine Feinde zu demüthigen, mißlingen sollte, sicherte es ihm doch für eine Weile zwei muntere und kühne Gefährten, welche ein großes Stück von der Welt gesehen hatten und sicherlich wissen mußten, wie man es anzufangen habe, sich aus der drückendsten Armuth zu befreien.

So vergingen einige Wochen, ohne daß zwischen den neuen Bundesgenossen mehr von Rache- und Zukunftsplänen die Rede war. Die Brüder Konrad und Andreas, ihren Geschlechtsnamen hatten sie noch nicht genannt und ihr wenig neugieriger Wirth dachte nicht daran, sie darnach zu fragen, verbrachten ihre Tage mit Jagen und Fischen, denn sie sahen wohl, daß die

Vorrathskammern eben schlecht bestellt waren, wie die Kasse des Burgherrn, und Hans fühlte sich in den neuen Verhältnissen so wohl, daß er sich vorläufig nicht um die Zukunft quälen mochte.

„Schön ist es und erfreulich, wenn der Mensch einen treuen Bruder hat und einen festen Wohnsitz, ein schützendes Dach, unter dem er sich bergen kann, wenn er müde heimkehrt, doch genügt dies nicht, will er des Lebens froh werden," begann einstmals Konrad, als die drei Freunde am Abend beisammen saßen.

Hans horchte auf und sah erwartungsvoll den Sprecher an, wohl fühlend, daß dieser wichtige Dinge verhandeln wolle.

Da er aber keine Antwort gab, fuhr Konrad fort:

„Sagt, Hans, „habt Ihr schon darüber nachgedacht, wie es werden soll, wenn der Winter kommt, wenn die Eisdecke, welche monatelang die Gewässer gefesselt hält, wenn dichter Schnee, uns die Pfade durch die Wälder verschließend, uns der Nahrung beraubt, wenn wir weder Wild noch Fische mehr herbeizuschaffen vermögen? Eure Vorrathskammern sind leer, Eure Kasse ist leer und Eure Hülfsquellen sind erschöpft, wie Ihr uns selbst gestandet — was soll denn aus uns werden?"

Hans wußte es nicht, und darum begnügte er sich, die Achseln zu zucken.

„Nehmt es nicht so leicht," fuhr Konrad fort, „sollen wir nicht am Hungertuch nagen und elend zu Grunde gehen, so gilt es, uns selbst zu helfen, uns zu verschaffen, was uns mangelt, und da man es uns

ntcht freiwillig giebt, so nehmen wir es einfach mit Gewalt dort, wo wir es bekommen können. Was meint Ihr dazu?"

„Daß mir das Gewerbe eines Raubritters wenig behagt und daß wir zu schwach sind, es auszuüben. Ihr wißt, ich habe keine Knechte, die uns auf solchen Zügen begleiten könnten, mein alter Eckard zählt nicht."

„Sind wir nicht drei kräftige Männer, die etwas leisten können?" — Und wenn es Noth thut, weiß ich Euch noch einige tüchtige Gesellen, die Euch gern dienen würden. Und was Eure Abneigung betrifft, je nun, Herr Hans, seid Ihr einmal reich genug, um auch als ein friedfertiger Ritter leben zu können, so steht Eurer Umkehr nichts im Wege. — Wißt Ihr aber ein ander Mittel, uns vor dem Verhungern zu schützen, so soll mir's recht sein. Reich jedoch müßt Ihr sein, wollt Ihr an Euern Feinden Vergeltung üben."

Hans wußte aber kein Mittel, und so ließ er sich von Konrad endlich überreden, indem er sich im Stillen gelobte: „Keine Stunde länger will ich dieses schmachvolle Gewerbe treiben, als es unbedingt nöthig ist."

Konrad hielt Wort und schon wenige Tage später kehrte er in Begleitung einiger wild aussehender Männer von einem längeren Ausfluge heim. Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß seine Begleiter schon manchen harten Strauß bestanden hatten und sich darauf verstanden, friedliche Reisende zu überfallen.

„Hier sind Eure neuen Knechte, Hans," stellte sie Konrad dem Burgherrn vor. „Es sind thatkräftige

Männer, die nichts besseres verlangen, als Euch dienen zu dürfen, wenn Ihr ihnen die nöthige Arbeit beschaffen wollt. Mit ihrer Hülfe soll es hier oben bald anders aussehen und wenn Ihr Euch meiner Leitung anvertrauen wollt, so werden sich Eure Schränke und Truhen bald beugen unter der Last der aufgespeicherten Schätze. Morgen zur Mitternacht können wir den ersten Auszug halten, so es Euch genehm ist."

Von diesem Tage an begann Hans mit seinen beiden Genossen und den Knechten, deren Zahl stetig vergrößert wurde, ein wildes Räuberleben. Die Beraubung und Gefangennehmung von Reisenden und Händlern, die Plünderung der nachbarlichen Gehöfte gehörten zu seinen täglichen Geschäften, und wirklich ging kaum ein Jahr dahin, so war sein Reichthum schon so angewachsen, daß er nicht nur seine Feinde züchtigen und sich bei dieser Gelegenheit noch mehr bereichern, sondern seine Burg auch erweitern und stärker befestigen konnte. Was immer er unternehmen mochte, schlug zu seinen Gunsten aus, und obschon er von jeder Beute einen bedeutenden Theil an die Brüder Konrad und Andreas abgeben mußte, deren Beistand ihm schier unentbehrlich geworden war, hätte er doch sein schändliches Treiben aufgeben und seinen Besitz in friedlicher Weise sichern und vermehren können. Daran dachte er aber gar nicht mehr, dieses wüste Leben sagte ihm so gut zu, daß er es um nichts hätte aufgeben wollen, und die Erfolge, die ihn auf allen Wegen begleiteten, machten ihn so frech, daß er auch vor dem verwegensten Ueberfall nicht mehr zurück-

schreckte und ringsum nur Hans der Kühne genannt ward.

So ging es eine Reihe von Jahren hindurch fort, ohne daß Hans in sich ging oder auch nur ein einziges Mal vom Glück verlassen worden wäre. In der ganzen Gegend zitterte man vor ihm, denn sein Uebermuth und seine Gottlosigkeit nahmen stets zu, so daß sein Treiben schon zu einer wahren Landplage geworden war. Allerdings mahnte ihn ab und zu ein wohlmeinender Freund zur Besserung, ihm ein böses Ende voraussagend, doch er lachte der warnenden Stimmen und trieb es dann nur noch toller, angestachelt von den Genossen, denen das warme Nest gar wohl behagte und die nichts mehr scheuten, als Zucht und ehrbare Sitten.

Eines Tages nun traf Hans auf einem dieser Streifzüge mitten im dichtesten Walde eine wunderbar schöne Jungfrau, beinahe noch ein Kind, die emsig nach Beeren suchte.

Geblendet von ihrem Liebreiz, hielt der Ritter sein Pferd an und frug:

„Wozu gebrauchst Du diese armseligen Beeren, schöne Maid?“

Die Jungfrau, die schon beim Anblick des Gefürchteten alle Fassung verloren hatte, begann an allen Gliedern zu beben, als er sie ansprach, und kaum vernehmbar flüsterte sie:

„Für mein Mütterlein, Herr Ritter, das sehr krank ist und der Erquickung bedarf.“

„Es hängt nur von Deinem Willen ab, so viel Gold zu besitzen, daß Du ihr auch das Köstlichste verschaffen kannst," sagte Hans mit einem begehrlichen Blick. „Begleite mich auf meine Burg und Du sollst mit vollen Händen aus meinen Truhen schöpfen dürfen; ich werde Dir nichts versagen, wie kostbar es auch sein mag. Schöne Gewänder, herrliche Geschmeide sollst Du besitzen."

„Ich danke Euch von Herzen, edler Herr, aber ich bedarf von alle dem nichts und wüßte nicht, was damit beginnen. Erlaubt, daß ich Euch verlasse, die Mutter harret meiner und möchte sich ängstigen ob meines langen Verweilens."

Wie aber die Jungfrau sich hastig abwenden und davoneilen wollte, beugte sich Hans hastig nieder, faßte sie an der Schulter und hob sie mit kräftigem Arm auf sein Roß.

„Nicht so, schönes Kind!" rief er lachend. „Eine zu herrlich duftende Blüthe bist Du, als daß ich Dich entschlüpfen ließe. Du kommst mit mir, ich kann es Dir nicht erlassen, denn zu einsam ist mir die Burg, wo dem von gefahrvollen Zügen müde Heimkehrenden kein süßer Frauenmund den Willkommen bietet."

Vergebens weinte die Jungfrau, daß es einen Stein erbarmt hätte, vergebens beschwor sie den Ritter, sie heimkehren zu lassen zu ihrem kranken Mütterlein, er blieb unbewegt und ritt in stürmischer Eile zu seiner Burg zurück, in ihren festen Mauern den köstlichsten Schatz zu bergen, den er jemals erbeutet hatte.

„So ist's recht," lobten die Brüder, „Hans der Kühne läßt sich durch Weibergewinsel nicht bezwingen, daran erkennt man den echten Mann!"

Weit öffneten sich die Thore vor den Heimkehrenden, und die Jungfrau fest mit seinen Armen umschließend, sprang Hans fröhlich aus dem Bügel.

„Seid willkommen in meinem Hause, Jungfrau, und laßt es Euch hier wohl gefallen. Bei Euch steht es, ob Ihr seine Herrin sein oder im Burgverließ schmachten wollet!"

„So kann nichts Euch bewegen, mich freizugeben?" frug sie muthig.

„Nichts, Schönste! solange ich lebe, bleibt Ihr in dieser Burg, sofern ich Eurer nicht früher müde werde!"

Da richtete sich die Jungfrau hoch auf, und die Rechte erhebend, rief sie feierlich:

„Dann seid verflucht und dreimal verflucht sammt Eurem Hause und Allen, die darin leben! Zur Strafe für Eure Unthaten sonder Zahl, zur Strafe für das vergossene Blut, welches auf Eurer Seele brennt, zur Strafe für die Unschuld, die Ihr gemordet habt, möget Ihr Alle und diese Burg zu Stein erstarren, auf daß der Menschheit eine unvergängliche Erinnerung bewahrt bleibe an das Scheusal, welches in Eurer Gestalt die Welt durchzog!"

Wüthend wollten sich die Räuber auf die herrliche Jungfrau stürzen, doch keiner vermochte ein Glied zu bewegen, sie waren wie angewurzelt an den Boden, auf dem sie standen und mit Entsetzen fühlten sie, wie

das Blut in ihren Adern erstarrte, wie eisige Kälte sich immer näher gegen das Herz heraufschlich.

Mit einem Male wurde ein schaudererregendes Gepolter hörbar, das Dach stürzte ein, Mauerstücke folgten, und ehe fünf Minuten vergangen waren, lag die ganze Burg mit ihren Gebäulichkeiten und Mauern in Trümmern und im selben Augenblicke verwandelten sich diese in Stein.

Die Jungfrau allein entging der allgemeinen Vernichtung, die, ein verdientes Strafgericht, den Ritter, seine Genossen und selbst seine Burg ereilt hatte, in der heute noch ungeheure Schätze begraben liegen.

Die versteinerten Ruinen dieser Räuberburg werden zur ewigen Erinnerung an den verworfenen Ritter heute noch „Hanskühnenburg" genannt.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

